



April 1963 - Nur für Betriebsangehörige



WERK und WIR
HOESCH AKTIENGESELLSCHAFT

4

1963

L 7147 E



Titelseite: Immer neue Wege erschließen sich dem Stahl. Einer der jüngsten ist die Verbindung von Stahl und Kunststoff. Der neue und bereits bewährte Verbundwerkstoff unserer Trierer Walzwerk AG heißt Platal. Groß ist das Interesse der verarbeitenden Industrie, da Platal die sehr aufwendigen Veredelungsarbeiten am fertigen Einzelerzeugnis überflüssig macht. Denn Platal kann gestanzt, gezogen, gepreßt oder tiefgezogen werden. Unser Titelbild deutet die farbliche Vielfalt von Platal an, die seinen zahllosen Verwendungsmöglichkeiten entspricht, und zeigt die Kontrolle unseres Verbundwerkstoffes am „Näpfchenziehgerät“, an dem Katrin Wenzel die Tiefziehfähigkeit von Platal ständig überprüft



Rückseite: Blick auf das neu aufgebaute Zentrum der niedersächsischen Landeshauptstadt Hannover mit dem großen Kreisverkehr am Aegidientor. Wie das übrige Stadtzentrum war auch dieser Teil der City am 8. September 1943, also vor zwanzig Jahren, in einen Trümmerhaufen verwandelt worden

Blick auf die Hannover-Messe 1963:

Hoesch zeigt Stahl auf neuen Wegen

Die diesjährige „Hannover-Messe“ ist die siebzehnte seit ihrer Gründung im Jahr 1947. Damals mit Hilfe der britischen Besatzungsmacht ins Leben gerufen, die um die Ernährung der in der britischen Zone wohnenden Bevölkerung besorgt war, hat die „Hannover-Messe“ von Jahr zu Jahr eine stetige Aufwärtsentwicklung genommen.

Fast alles, was uns heute als selbstverständlich erscheint, war es vor siebzehn Jahren nicht. Das Provisorium der „Hannover-Messe“, damals begonnen in einigen der Demontage entgangenen Hallen eines Leichtmetallwerkes, hat sich zu einem aus der Wirtschaft der Bundesrepublik und auch aus dem internationalen Messe- und Ausstellungswesen nicht mehr fortzudenkenden Schwerpunkt entwickelt. Wie am 21. März im Kalender der Frühling beginnt, so am letzten Sonntag des April die „Hannover-Messe“. Die „Hannover-Messe“ ist heute das für alle Welt sichtbare Schaufenster der deutschen Wirtschaft, deren Leistungskraft auf dem Wettbewerb beruht. Unter weitschauender Leitung durch die führenden Männer der Hannover Messe AG, deren Bemühungen die Regierung des Landes Niedersachsen stets förderte, und nicht zuletzt mit der ständigen Unterstützung der deutschen Wirtschaft, die die Bedeutung der „Hannover-Messe“ rechtzeitig für ihre Entwicklung erkannte, ist die „Hannover-Messe“ zum internationalen Schauplatz und zum internationalen Markt für die ganze Welt geworden; diese den Industrien der ganzen Welt und dem Handel in aller Welt dienende Messe trägt sich selbst, ist also selbst auch ein Unternehmen, das sich durch seine Leistung repräsentiert. Wer sich über die letzten Entwicklungen und Neuheiten auf seinem Gebiet unterrichten will, sieht in Hannover das, was er braucht, das Neueste vom Neuen. Die Messe in Hannover ist also keine Ausstellung, sondern eine Messe im besten Sinne des Wortes. Daher kann heute niemand mehr bestreiten, daß der Messeplatz Hannover seinen Rang als internationaler Treffpunkt wichtiger und starker Industriegruppen aus dem In- und Ausland nicht allein eindrucksvoll behauptet, sondern auch ständig gefestigt hat.

Die „Hannover-Messe“ 1963 steht auf allen Gebieten im Zeichen des verschärften Wettbewerbsklimas, das auch auf internationaler Ebene gegenwärtig von rauen Winden beherrscht wird. Auch in diesem Jahr wird es neue Kontakte, neue Abschlüsse und mannigfache Eindrücke vom technischen Fortschritt der industriellen Produktion in den einzelnen Ländern geben. Viele Aussteller und Messebesucher kommen nach Hannover, weil sie neue Wege der Zusammenarbeit auf den europäischen Märkten, aber auch in überkontinentaler Beziehung suchen. Auch für die Entwicklungsländer wird Hannover von Jahr zu Jahr wichtiger.

„Stahl auf neuen Wegen“ ist das Thema, das in diesem Jahre im Hoesch-Messehaus und auf den weiteren Hoesch-Messeständen herausgestellt wird. Mit diesem Leitwort wollen wir die künftigen Entwicklungslinien erkennen lassen, denen wir in unserer Produktion folgen werden. Neben Tektal, dem selbsttragenden Dachsystem, bringt die Sonderschau im Hoesch-Messehaus viele und neue Beispiele aus der Platal-Verarbeitung.

Platal, diese neuartige Verbindung aus Stahlblech und Kunststoff, wird wiederum viele Ausstellungsbesucher dank seiner vielseitigen Verwendungsmöglichkeiten ansprechen. Die vielen Vorzüge von Platal, die Korrosionsbeständigkeit, die große Auswahl leuchtender Farben mit ihren Möglichkeiten für dekorative Gestaltung und Innenausbau, versprechen dem Stahl ganz neue Anwendungsgebiete, von denen er bisher ausgeschlossen war. Wir stehen erst am Anfang eines neuen Weges. Ihn mutig weiter zu gehen, ist unsere Aufgabe. Platal wird dem Stahl neue Verarbeitungsgebiete gewinnen im Sinne unseres Zieles „**Mehr Stahl durch Platal**“. Noch sind die Möglichkeiten für diesen Verbundwerkstoff der Trierer Walzwerk AG, Wuppertal, auch nicht annähernd ausgeschöpft. Immer wieder ergeben sich neue Möglichkeiten. Unsere Besucher auf diese Möglichkeiten hinzuweisen, aber auch von unseren Besuchern neue Anregungen für die Verwendung zu empfangen, ist der besondere Zweck unserer Ausstellung „Stahl auf neuen Wegen“ in Hannover.

Im vorliegenden Heft wird das Thema der „Hannover-Messe“ in drei Beiträgen angesprochen. Wir möchten damit unseren Lesern vor Augen führen, wie sich das Messehaus national und international von seinen frühen Anfängen her entwickelt hat, was Hannover als Messestadt heute bedeutet und auf welchen neuen Wegen Hoesch in die Zukunft wirkt. Damit verbinden wir unsere Grüße an unsere Leser und vor allem unsere besten Wünsche an die Besucher und Aussteller der „Hannover-Messe“ 1963, der wir von ganzem Herzen einen vollen Erfolg wünschen.

Gerhard Elkmann

Inhalt

- 119 Hannover ist seine Messe wert
- 122 Hannover-Messe als Industrieller Großmarkt Europas □
- 124 Messen – früher und heute □
- 126 Zur Ausfuhrsperr für Großrohre □
- 129 Wir lasen für Sie
- 130 Isolieren mit Platal
- 132 Hundert Jahre Industrie- und Handelskammer zu Dortmund □
- 135 Dank an Helmut Turck
- 136 Bild des Monats
- 137 Eisenbahn unter Tage
- 142 Ruhrfestspiele 1963
- 143 50 Jahre bei uns
- 144 Kunstschatze unserer Heimat:
Paula Modersohn-Beckers „Mädchen mit Lamm“ □
- 146 Plauderei am runden Tisch über Steuern
- 148 Passiert – notiert – fotografiert
- 150 Hohe Schule auf Steckenpferden: Ahnenforschung □
- 153 Jubilare
- 155 Fotowettbewerb



Hoesch AG Bergbau Essen-Altenessen



Hoesch AG Westfalenhütte Dortmund



Hoesch AG Walzwerke Hohenlimburg



Hoesch AG Rohrwerke Hiltrup, Hagen, Dortmund



Schmiedag Aktiengesellschaft Hagen i. Westf.



Maschinenfabrik Deutschland AG Dortmund



Trierer Walzwerk Aktiengesellschaft
Wuppertal-Langerfeld, Trier



Becke-Prinz GmbH Dortmund



Dörken Aktiengesellschaft Gevelsberg



Schwinn Aktiengesellschaft Homburg/Saar



Schwinn S.à r.l. Hénin-Liétard (Pas-de-Calais)



Rheinischer Vulkan, Chamotte- und Dinaswerke mbH
Oberdollendorf a. Rhein



Dortmunder Drahtseilwerke GmbH Dortmund



Hoesch Hammerwerk
Ruegenberg GmbH Olpe i. W.



Dortmunder Plastik GmbH Dortmund



Hoesch Bergbautechnik GmbH Dortmund



Hoesch Werk Federstahl Kassel



Hoesch AG Tektal-Vertrieb Dortmund



Hoesch Eisenhandel mbH Dortmund

Claasen, Muth & Co. GmbH Bremen



Hoesch Reederel und Kohlenhandel GmbH Essen



Schiffswerft Gustavsburg GmbH



Hoesch Düngerhandel GmbH Dortmund



Hoesch Export GmbH Dortmund

Hoesch Export GmbH Oficina de Madrid

Hoesch Export GmbH Bureau Bruxelles



Hoesch Argentina S.A. Industrial y Comercial
Buenos Aires



Hoesch Limited London



Hoesch Italiana S.p.A. Mailand



American Hoesch Inc. New York



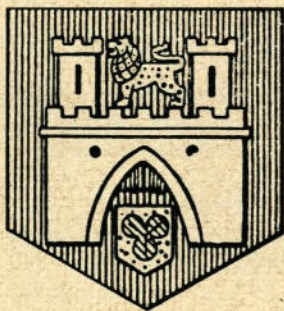
Hoesch France S.à r.l. Paris

Industriewerte AG Dortmund

Gesamtbelegschaft 50000



HANNOVER IST SEINE MESSE WERT



▲ Im Mittelpunkt des Bildes ① sehen wir das Hoesch-Messehaus, links oben bei ② ③ ④ ⑤ die Hallen 16 A, B, C und 4 A, deren Außenwände aus profilierten Platten bestehen, Platten selbst ist in der Sonderschau „Stahl auf neuen Wegen“ in unserem Messehaus und in Halle 20 „Chemie und Kunststoffe“ ⑥ zu sehen, der Hoesch-Bungalow steht schon – bewohnt und bewahrt! – seit der letzten Messe 1962 bei ⑦, und bei der Ziffer ⑧ finden wir den aus einem Stahlrohrgerüst bestehenden Schmiedag-Turm

Im Oktober dieses Jahres werden 20 Jahre vergangen sein seit den Tagen, da die Stadt Hannover in Schutt und Asche sank. Kaum eine Stadt in Deutschland hat sich so schnell von den Wunden des Krieges erholt wie Niedersachsens Landeshauptstadt; kaum eine Stadt in der Bundesrepublik kann sich rühmen, so rasch und so modern wiederaufgebaut zu sein. Die Niedersächsische Exportmesse 1947, in einem für die damalige Not- und Elendszeit außergewöhnlichen Tempo – dank der Hilfe der britischen Besatzungsmacht – aus dem Boden gestampft, hat aber nicht allein dieses städtebauliche Wunder bewirkt, sondern war auch der erste

Schritt für den Neubeginn des deutschen Exports. Schon 1950 prägte ein Ausländer für Hannover und seine Messe das Wort von der „europäischen Sensation“. Nach 88 Luftangriffen besaß Hannover 1945 eine Trümmernmenge von über sechs Millionen Kubikmetern – eine Menge, für deren Abtransport 600 000 Güterwagen notwendig sind –, aber bereits 1949 war der erste Teil der Aufbauplanung für die Innenstadt abgeschlossen. 1951 konnte der Rat den gesamten Flächennutzungsplan verabschieden, der im gewohnten sprichwörtlichen Messtempo verwirklicht werden konnte. Ein Jahr später war bereits die höchste



▲ Unmittelbar neben einem der ältesten Friedhöfe nahe dem Stadtzentrum und am Rande der nach Herrenhausen führenden Allee ist das Verwaltungsgebäude des größten deutschen Gummiwerkes entstanden, das in seiner Art eines der größten und ersten Hochhäuser im Bundesgebiet war

Vorkriegszahl von 472 000 Einwohnern überschritten, während heute annähernd 600 000 Menschen in Hannover leben.

Niedersachsens Landeshauptstadt Studienobjekt für Verkehrsfachleute

Messebesucher aus dem In- und Ausland konnten alljährlich Fortschritte feststellen, die in städtebaulich-architektonischer Hinsicht und besonders auf dem Gebiet des modernen Linienverkehrs der Verkehrsadern mit den Kreiseln und Tangenten bewundert und anerkannt wurden. Das geschah natürlich auch unter dem Einfluß der Messe und ihrer Besucherströme, deren Kraftfahrzeugschlangen erstmals im Bundesgebiet mit Fernsehkameras, Sprechfunkanlagen und von Flugzeugen her gesteuert wurden; denn Zehntausende von Kraftfahrzeugen sind während der Messetage



▲ Letzte alte Giebelhäuser in der Burgstraße

zusätzlich zum einheimischen oder durchfließenden Verkehr zu lenken. Und längst ist Hannover auch begehrtes Studienobjekt für internationale Verkehrsfachleute geworden, die hier die Planungen für die – wie die Fachleute sagen – „zweite Verkehrsebene“ studieren. Das bedeutet, daß der Verkehr in zwei über- oder untereinander gelagerten Ebenen mit gleichen Verkehrsrichtungen geführt wird, wobei Straßenbahnen unter oder über den Straßen fahren werden, ohne den sonstigen Straßenverkehr zu behindern.

Auch in diesem Jahr können die Messebesucher wieder feststellen, daß Hannover sich weiter verändert, sein Gesicht gewandelt hat und noch moderner in vielerlei Hinsicht geworden ist. Vom Wiederaufbau Hannovers sollte man nicht sprechen, ohne auch den Städteplaner und Stadtbaurat Professor Dr. Rudolf Hillebrecht zu nennen. Über das, was heute in diesen Messetagen Neues zu sagen ist, erklärte er in einem WERK UND WIR-Interview: „Im vergangenen Jahre wurde der Wiederaufbau der Stadthalle mit dem 3000 Personen fas-



▲ Beginenturm mit Pferdeschwemmeplastik

senden Kuppelsaal abgeschlossen. Für Herbst 1963 erwarten wir die Fertigstellung des für 1200 Personen bestimmten Konzertsalles des NDR am Maschsee.

Ferner erwarten wir im Herbst mit dem Abschluß des Architektenwettbewerbs zum neuen Schauspielhaus am Raschplatz nicht nur den Start für den Neubau des kriegszerstörten Theaters, sondern auch für die Neugestaltung des Hauptbahnhofes mit einer neuen Empfangshalle auf der Nordseite. Das häßliche Gefängnisgebäude am Raschplatz wird beseitigt. Damit kann endlich der letzte Abschnitt des Hannoverschen Innenringes gebaut werden, so daß dieser 1964 fertiggestellt sein wird.

Der Ausbau des Verkehrsnetzes wird systematisch auch 1963 weiterbetrieben, insonderheit erfolgt der Weiterausbau der West-Tangente und der Ost-Tangente, die das Messengelände noch besser und schneller mit dem Hannoverschen Autobahnkreuz verbinden werden.

Daß in Hannover die Hotelverhältnisse durch zwei Hotelneubauten wesentlich verbessert



▲ In diesem Jahre steht das Hoesch-Messehaus unter dem Zeichen „Stahl auf neuen Wegen“. Die Sonderschau zeigt viele Beispiele aus der Platalverarbeitung und weist die Vorzüge des neuen und bereits vielfach bewährten Verbundwerkstoffes der Trierer Walzwerk AG nach

werden, dürfte vor allem die Messebesucher erfreuen.“

Hoesch auf der Hannover-Messe 1963: Stahl auf neuen Wegen

Auf der Hannover-Messe 1963 ist Hoesch wieder an vier Stellen vertreten. Schon rein äußerlich hat das Hoesch-Messehaus an der Stahlstraße ein neues Gesicht erhalten. Das Leitmotiv heißt: „Stahl auf neuen Wegen“. Der bereits vielfältig bewährte Verbundwerkstoff zwischen Stahl und Kunststoff „Platal“ steht dabei im Mittelpunkt. Es wird deutlich, welche Vorzüge und welche zahlreichen, kostensparenden Möglichkeiten dieses neuartige Material für die verschiedenartigsten Industriezweige hat. Immer wieder ergeben sich neue Verwendungs-



bereiche, wo Platal sich bewährt und Engpässe überwinden hilft, einerlei, ob es sich dabei nun um Rohrisolierungen, Wandverkleidungen oder um Außenflächen handelt.

Platal-Vorzüge von Stahl und Kunststoff

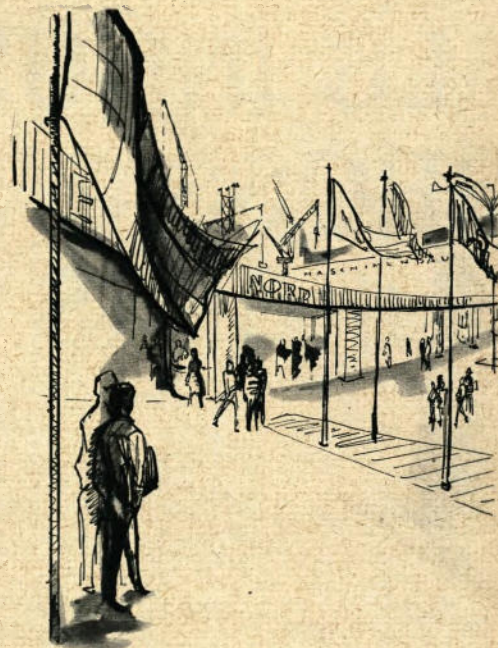
Es wird gerade auf dieser Hannover-Messe vielen Besuchern des Hoesch-Messehauses eindrucksvoll vorgeführt, daß Platal die Vorzüge des Stahls mit denen des Kunststoffes verbindet und in sich die Festigkeit des Hoesch-Stahls mit den guten korrosionsschützenden Eigenschaften des von den Chemischen Werken Hüls in Marl erzeugten Kunststoffes vereinigt. Weitreichend ist auch die Skala der Farbtöne, mit denen sich auch äußerlich gute und repräsentative Wirkungen erzielen lassen. Und noch eines darf nicht unerwähnt bleiben, dieses Material hat sich bereits vielfältig bewährt, ist hitze- und kältebeständig, unempfindlich gegen Dampf oder Nässe. Platal läßt sich stanzen, biegen, pressen oder tiefziehen, es kann

gefalzt, genietet, verschraubt, verklebt und sogar verschweißt werden. Außerdem ist Platal schlag- und abriebfest.

Neben der Trierer Walzwerk AG zeigen im Hoesch-Messehaus auch alle anderen Hoesch-Werke und -Gesellschaften ihr Programm. An drei weiteren Plätzen der Hannover-Messe treffen die Besucher noch auf den Namen Hoesch. In der Halle 20 „Chemie und Kunststoffe“ ist im Stand E 123 eine überzeugende Auswahl von Erzeugnissen aus Platal vereinigt.

Auf dem Stand 718 auf dem Freigelände an der Frankfurter Straße stellt die Schmiedag AG aus ihrem Erzeugnisprogramm besonders Hico-Schalungsträger und die praktischen, wendigen Kleinraupen heraus.

Alles in allem: Die Hannover-Messe 1963 wird das Urteil der Besucher aus dem In- und Ausland erneut bestätigen, daß Hannover seine Messe wert ist. Auch unsere Besucher werden – so hoffen wir – überzeugende Eindrücke gewinnen und bestätigt finden, daß Hoesch mit dem Leitwort „Stahl auf neuen Wegen“ ins Schwarze getroffen hat.



▲ Messeingang Nord II



Von Professor
Dr. Karl-
Eugen Mössner

Professor Dr. Karl-Eugen Mössner, seit 1951 Vorstandsmitglied der Deutschen Messe- und Ausstellungs-AG in Hannover, hat für WERK UND WIR den nachstehenden Beitrag geschrieben. Der Au-

tor, der 1903 in Schwenningen im Schwarzwald geboren ist und vor wenigen Wochen seinen 60. Geburtstag feiern konnte, hat an den Universitäten Tübingen und Heidelberg Rechts- und Wirtschaftswissenschaften studiert und den philosophischen Dokortitel in Heidelberg und an der Handelshochschule in Leipzig den Titel Dr. rer. pol. habil. erworben. Seit 1948 ist Karl-Eugen Mössner Honorarprofessor an der Technischen Hochschule Braunschweig.

Der Beitrag wird in der Absicht veröffentlicht, einmal aufzuzeigen, was die Hannover-Messe heute bedeutet, welche Aufgaben sie hat und welche Vorteile sie Ausstellern und Besuchern aus dem In- und Ausland bietet.



HANNOVER-MESSE ALS INDUSTRIELLER GROSSMARKT EUROPAS

In den sechzehn Jahren des Bestehens der Hannover-Messe hat eine Aufgabe immer deutlich im Vordergrund aller messepolitischen Überlegungen gestanden: die Pflege und Förderung des internationalen Handels. Während es in den ersten Jahren vornehmlich darum ging, der deutschen Wirtschaft eine Plattform zu schaffen, um internationale Geschäftsbeziehungen anzuknüpfen und das Interesse alter und neuer Geschäftspartner auf das wieder geschätzte und beim Aufbau Europas benötigte Angebot zu lenken, erforderte die Zeit nach 1950 in zunehmendem Maße, auch die Lieferfähigkeit der Handelspartner der Bundesrepublik zu Worte kommen zu lassen. Die Spielregeln des internationalen Güteraustausches, aber auch ein vielseitiger Einfuhrbedarf für materialintensive Industriezweige und für eine Bevölkerung von über fünfzig Millionen Menschen, veränderten Aufbau und Zusammensetzung des jährlich in Hannover vertretenen Angebots.

Urteil von François Peugeot

Heute wird die 1947 als Exportmesse gegründete Hannover-Messe in Europa und Übersee als weltweiter Markt geschätzt. Das kommt auch darin zum Ausdruck, daß in diesem Jahr unter den 5630 Ausstellern rund 1220 ausländische Firmen sind. Damit wird das Internationale des Messeplatzes von der Ausstellerseite unterstrichen. Diese Herstellerbetriebe – und nur solche sind in der Regel in Hannover zugelassen – aus 26 Ländern haben die Vorzüge der Hannover-Messe erkannt. Sie finden, wie die vergangenen Jahre zeigten, das Interesse von Einkäufern aus über 100 Ländern. Die Funktionen und Möglichkeiten, die heute der Hannover-Messe von der internationalen Fachwelt beigemessen werden, hat François Peugeot, Präsident des französischen Wirtschaftsverbandes der Maschinenbau- und metallverarbeitenden Industrie, anläßlich einer im Vorjahr in Hannover abgehaltenen Pressekonferenz sehr klar umrissen. Um die von Jahr zu Jahr steigende Teilnahme der französischen Industrie zu begründen, sagte Peugeot: „Vor einigen Jahren, als die Hannover-Veranstaltung sich bereits als die bedeutendste Messe für Ausrüstungsgüter in der Bundesrepublik und eine der wichtigsten ihrer Art in Europa erwiesen hatte, betrachteten die anderen Horizonten zugewendeten und am Nachkriegswiederaufbau ihres Landes beschäftigten fran-

und damit auch die ausstellenden Firmen ganz bestimmten absatzwirtschaftlichen und messepolitischen Kriterien unterworfen sind. Branchenkonzentration und lückenlose Marktübersicht bieten starken Anreiz. Die sich daraus ergebenden Folgeerscheinungen sind von der Leitung der Hannover-Messe im Interesse der Aussteller und Einkäufer trotz mancher Kritik und Widerstände berücksichtigt worden. Der Abbau sogenannter Splittergruppen fand 1954 seinen Abschluß. Hier handelt es sich um Branchen, die nicht repräsentativ beteiligt und vielfach wenig sinnvoll auf mehrere Messeplätze in der Bundesrepublik verteilt waren. Die Hannover-Messe hat durch ihren Verzicht auf Splittergruppen zur Neuordnung des innerdeutschen Messewesens beigetragen. Die Wirtschaft wünschte eine Konzentration auf einzelne Messen. Sie hat ferner den einschlägigen Abnehmern, vor allem den Einkäufern aus dem Ausland, die Orientierung über das auf den Messen vertretene Angebot wesentlich erleichtert. Aus den gleichen Gründen wurden auch nationale Pavillons im Rahmen der Hannover-Messe abgelehnt. Diese Einrichtungen erweisen sich als Hindernisse auf dem Weg zur umfassenden Marktübersicht und Branchenkonzentration. Die Internationale Handelskammer (ICC), Paris, und die Union des Foires Internationales (UFI), Paris, haben diesen Standpunkt auch ihrerseits vertreten und mehrfach empfehlend veröffentlicht. Das Angebot der

rund 1220 ausländischen Herstellerfirmen aus 26 Ländern, das sich auf alle Sparten der Hannover-Messe 1963 verteilt, ist wohl der deutlichste Beweis für die Vorteile einer Branchenkonzentration, bei der ausländische Wettbewerber die gleichen Möglichkeiten wie ihre inländischen Fachkonkurrenten vorfinden.

Auf den Weltmarkt ausgerichtet

Besonderes Ziel der Hannover-Messe ist heute das industrielle Angebot für den Weltmarkt. Aus diesem Grunde unterstützte man von jeher die Aussteller darin, auf ihren Ständen die Ergebnisse des unternehmerischen und technischen Fortschritts ohne jeden Nebenzweck vorzuführen. Die Notwendigkeit, Maschinen, Anlagen und Geräte dem Fachmann an Ort und Stelle im Betrieb vorzuführen und der straffe Ausbau des Messe-Service haben – wie das Messegelände überall erkennen läßt – erheblichen Einfluß auf den Bau der Hallen, die Anlage des Freigeländes und auf die technische Versorgung des gesamten Messekomplexes gehabt. Die Hannover-Messe wurde auf den Bedarf am Weltmarkt ausgerichtet. Damit bot sie die Garantie, daß die Gefahr einer Uferlosigkeit des Angebotes im Stil der traditionellen Universal-messen behoben werden konnte. Ähnliche Gedanken haben bewirkt, daß das Angebot nicht in Fachmessen aufgesplittet wurde. Die



▲ Ein Teil der neuen Messeanlage im Norden des Messegeländes. Links das Messehaus 19 für die Gruppen Schmuck, Silber, Uhren, Bestecke und Schneidwaren

► Blick von oben auf die Stahlstraße. Im Vordergrund rechts das Hoesch-Messehaus

zösischen Unternehmer ihre Anwesenheit in Hannover im allgemeinen noch als eine bloße Prestigeangelegenheit und unnützen Luxus. Inzwischen würde vielen unter ihnen, die hier an meiner Seite anwesend sind, ein Fehlen unmöglich erscheinen, denn sie bewerten heute ihre Beteiligung an der Hannover-Messe als eine der zwingenden Erfordernisse ihrer betrieblichen Wirtschaftspolitik.“

Auch im Ausland hoch geschätzt

Daß die Hannover-Messe auch im Ausland so hoch geschätzt wird, ist darauf zurückzuführen, daß das jährlich hier anzutreffende Angebot



zwischen 1949 und 1953 gesammelten Erfahrungen führten dazu, daß die damals zeitlich getrennt abgehaltenen Mustermessen und technischen Messen wieder vereinigt wurden. Seit 1954 findet der Einkäufer des In- und Auslandes in Hannover eine Kombination sich ergänzender Fachmessen auf technologischem und auf absatzwirtschaftlichem Gebiet. Dies gilt nicht nur für die führenden Ausstellergruppen, wie den Maschinenbau, die Elektroindustrie oder die Eisen- und Stahlindustrie. Ein einprägsames Beispiel ist unter anderem die Büroindustrie. Sie zeigt in Hannover, in einer Halle, auf 50000 qm Ausstellungsfläche ihr für die gesamte Wirtschaft und Verwaltung so bedeutendes Angebot moderner Organisationsmittel und Büroausstattungen; die Reise-schreibmaschine ist ebenso vertreten wie der Schreibautomat oder die Elektronen-Rechenanlage. Der Besucher dieser von 570 führenden Firmen getragenen Fachmesse weiß sehr wohl, daß er in der ganzen Welt kein ähnliches Angebot auf dem Gebiet der Büroindustrie findet. So wie die Büroindustrie ist in Hannover jede der großen Ausstellergruppen räumlich geschlossen in modernen Zweckbauten untergebracht. Nur dadurch ist es dem Einkäufer möglich, ohne unnötigen Zeitverlust und physischen Aufwand das ihn besonders interessierende Fachangebot zu studieren. Das trifft für die zahlreichen Branchen des Maschinenbaus und der Elektroindustrie ebenso zu, wie auch für die Gruppen Chemie und Kunststoffe, Eisen und Stahl, Feinmechanik und Optik, Werkzeuge oder für die Konsumgütergruppen Porzellan, Keramik, Glas, Metallwaren, Uhren, Silber, Schmuck, Schneidwaren und Bestecke. Selbstverständlich ist auch das Freigelände konsequent nach dem gleichen Prinzip der Branchengliederung aufgeteilt.

Die Zukunft deutscher Messen

Als im Januar dieses Jahres anläßlich des traditionellen Messegesprächs in Hannover der Ausbau für 1963 und spätere Jahre diskutiert wurde, warfen verschiedene Journalisten die Frage auf, welche messepolitischen Veränderungen durch die wirtschaftliche Integration Westeuropas zu erwarten seien. Dabei klang eine gewisse Sorge um die weitere Position der deutschen Messen an.

Bei der Mittlerrolle der Messen innerhalb einer künftigen Großraumwirtschaft handelt es sich nicht nur darum, sich auf vorhandenen Märkten zu behaupten. Es gilt vielmehr, neue Großmärkte zu schaffen.

Es geht aus der Sicht des gegenwärtigen technischen Zeitalters „nicht nur um das Orderbuch von heute, sondern um das weit fettere

Orderbuch von morgen und übermorgen!“ Das wurde auf der Vereinigung der Verkaufsleiterklubs bei der Hannover-Messe 1960 vorausschauend ausgesprochen. Die Mittlerrolle einer fortschrittlichen Messe, die den Anforderungen der Großraumwirtschaft genügen will, geht also auch funktionell über die Messeaufgaben von gestern hinaus. Es handelt sich nicht mehr allein darum, eine anfallende Produktion und einen eingespielten Bedarf zusammenzubringen.

Darüber hinaus gilt es, Großmärkte neu zu erschließen: auf der Angebotsseite durch die schnelle Übertragung allgemeiner technischer und wissenschaftlicher Fortschritte auf alle industriellen Branchen und Gewerbezweige; von der Bedarfsseite her durch die systematische Erschließung aller Verbindungsmöglichkeiten für neue Werkstoffe und für neue Fabrikationsverfahren. Fabrikationstechnik und Verwendungszweck stehen nämlich heute innerhalb einer Großmesse ständig in wechselseitiger Beziehung. Beide sind voneinander abhängig, beide beeinflussen sich zu ihrem gegenseitigen Vorteil.

Aus dieser Sicht erweist sich die moderne Industriemesse nicht nur als technischer, sondern auch als absatzwirtschaftlicher Pionier für neue Großmärkte. Als Typ dieser modernen Industriemessen sind seit dem zweiten Weltkrieg eine Reihe international beachteter Fachmessen und die Hannover-Messe entstanden. Die letztere bildet heute anerkanntermaßen den Typus einer „integrierten Groß-Fachmesse mit einem repräsentativen Überblick über die wesentlichen international ansprechenden Investitions- und Konsumgüterbereiche“. Daneben zeigen verschiedene westeuropäische Messeplätze eine deutliche Entwicklungstendenz in der gleichen Richtung wie auch die Messen in Mailand, Lyon, Brüssel und Utrecht.

Vorarbeiten für europäische Arbeitsteilung

Abschließend sei noch darauf hingewiesen, daß im Schoß des einzigen in Europa bestehenden Verbandes internationaler Messen, der „Union des Foires Internationales“, bereits wichtige Vorarbeiten für eine europäische Arbeitsteilung im Messewesen geleistet wurden. Das bedeutet, daß die internationalen Messen im westeuropäischen Raum klar räumlich und terminlich gegliedert werden müssen. Die Absatzpunkte und Wege zu einer solchen Rationalisierung werden zwar von Messe zu Messe sehr verschieden liegen, allen Messen Westeuropas ist aber das Ziel und der Wille gemeinsam, Wegbereiter einer Großraumwirtschaft als Existenzbasis für ein gemeinsam gesichertes Europa zu sein.

Ausstellungen haben sich durch die Jahrhunderte hindurch erhalten, ständig vermehrt, fortentwickelt und sind immer mehr zu einer Brücke zwischen Kaufleuten und Publikum, zwischen Handel, Industrie, Gewerbe und den Abnehmern geworden. Ohne Ausstellungen und Messen hätte die heutige Welt nicht ihren hohen Leistungsstand an Industriegütern und Markenartikeln aller Art erreicht. Mancher technische Fortschritt wäre nicht erzielt, hätte man nicht auf einer Ausstellung wie auf einem Podium das Publikum und Abnehmer gefunden und vor allem neue Ideen gewonnen; denn Käufer äußern Wünsche.

Seit frühesten Zeiten unterrichteten Ausstellungen über den neuesten Stand und die Ergebnisse industrieller, gewerblicher, künstlerischer, wissenschaftlicher, literarischer Tätigkeitsfelder. Im Lauf der Geschichte haben Ausstellungen über den werbenden oder aufklärenden Charakter hinaus mittelbar oder unmittelbar Produktion und Handel gefördert, natürlich auch den Verbrauch, den Absatz steigern helfen.

Die Weltausstellungen mit ihrem übernationalen Charakter hatten ihren Beginn 1851 in London. Ihr Turnus von vier Jahren wurde nur selten durch besondere Ereignisse wie Kriege unterbrochen. Im ersten Weltkrieg beherbergte 1915 San Francisco eine Weltausstellung und im Schicksalsjahr 1939 New York. Paris, die Metropole an der Seine, nimmt im Weltausstellungskalender besonderen Rang ein; denn 1855, 1878, 1889, 1900 und 1937 zog die französische Hauptstadt die Welt in ihren Bann mit Weltausstellungen. Es mag sein, daß das Fluidum und die besondere Atmosphäre von Paris diese Vorrangstellung bewirkten.

Zahlreiche Handelswege durchzogen im Mittelalter Europa. Wo mehrere Handelswege zusammenstießen oder sich kreuzten, entstanden wichtige Knotenpunkte des Verkehrs, des Land- und Überseehandels. An einigen besonders wichtigen Knotenpunkten entstanden schon früh im Mittelalter aus den allgemeinen Märkten wichtige Messen für den Fernhandel. Ihre Bedeutung schwankte oft: Sie kamen auf, erlebten zum Teil eine große Blütezeit und verschwanden wieder.

Die mittelalterlichen Messen waren in der Regel zunächst reine Warenmessen, auf denen die vom Händler mitgebrachten Güter verkauft wurden – im Gegensatz zu den modernen Messen, auf denen Waren nach Muster gehandelt werden. Wegen ihrer oft großen wirtschaftlichen Bedeutung für die Stadt und das Land wurden ihnen von den Landesherren schon frühzeitig sogenannte Messereifreihenheiten oder Messeprivilegien gewährt.

Die großen Schwierigkeiten und Mühsale des

FRÜHER UND HEUTE

mittelalterlichen Verkehrs mit seinen Gefahren für Gut und Leben des Kaufmanns, der schlechte Straßenzustand und die geringe Leistungsfähigkeit der Straßenverkehrsmittel riefen nach periodischen Zusammenkünften der fernhandelnden Kaufmannschaft, die der Warenschau, dem Warentausch, dem Verkauf und der Abrechnung der Geschäfte dienten.

Konstantinopel – erster Welthandelsplatz

Nach dem Zusammenbruch des Römischen Weltreiches und seiner Spaltung in ein Ost- und Westreich war Konstantinopel durch seine ungewöhnlich günstige Lage der erste Welthandelsplatz der damaligen Zeit und ein wichtiger Stapel- und Umschlagplatz für alle Waren, die zur See aus Ostasien und Indien über Ägypten, aus Zentralasien über das Schwarze Meer und aus den westlichen Ländern über das Mittelmeer kamen. Man sagte danach: „Die ganze Welt strebt nach Konstantinopel.“ Russen und Italiener unterhielten hier Kontore und führten große Jahresmessen durch, die vom damaligen Wirtschaftsreichtum zeugten. Im zwölften Jahrhundert erreichte Konstantinopel eine unvergleichliche wirtschaftliche Blüte.

Brügge – Weltmarkt des Mittelalters

Um 1300 wurde Brügge zum großen Austauschplatz, zum Weltmarkt des Mittelalters und zum Messestandort des mittelalterlichen Fern- und Überseehandels im Mittelpunkt eines führenden Tuchindustriegebietes. Brügge wurde wegen seiner günstigen Lage an der See und wegen seiner weitreichenden, wirtschaftlich vorteilhaften Verbindungen über Land und See bevorzugt. Kaufleute kamen aus fast allen europäischen Ländern, die damals überhaupt Fernhandel trieben: Portugiesen, Spanier, Katalanen, Kaufleute aus den großen italienischen Handelsstädten Genua, Venedig, Pisa, Florenz und Mailand, ferner aus England, Frankreich und Deutschland. Brügge mußte später seine Vorrangstellung an Antwerpen abtreten.

Der große Markt von Köln

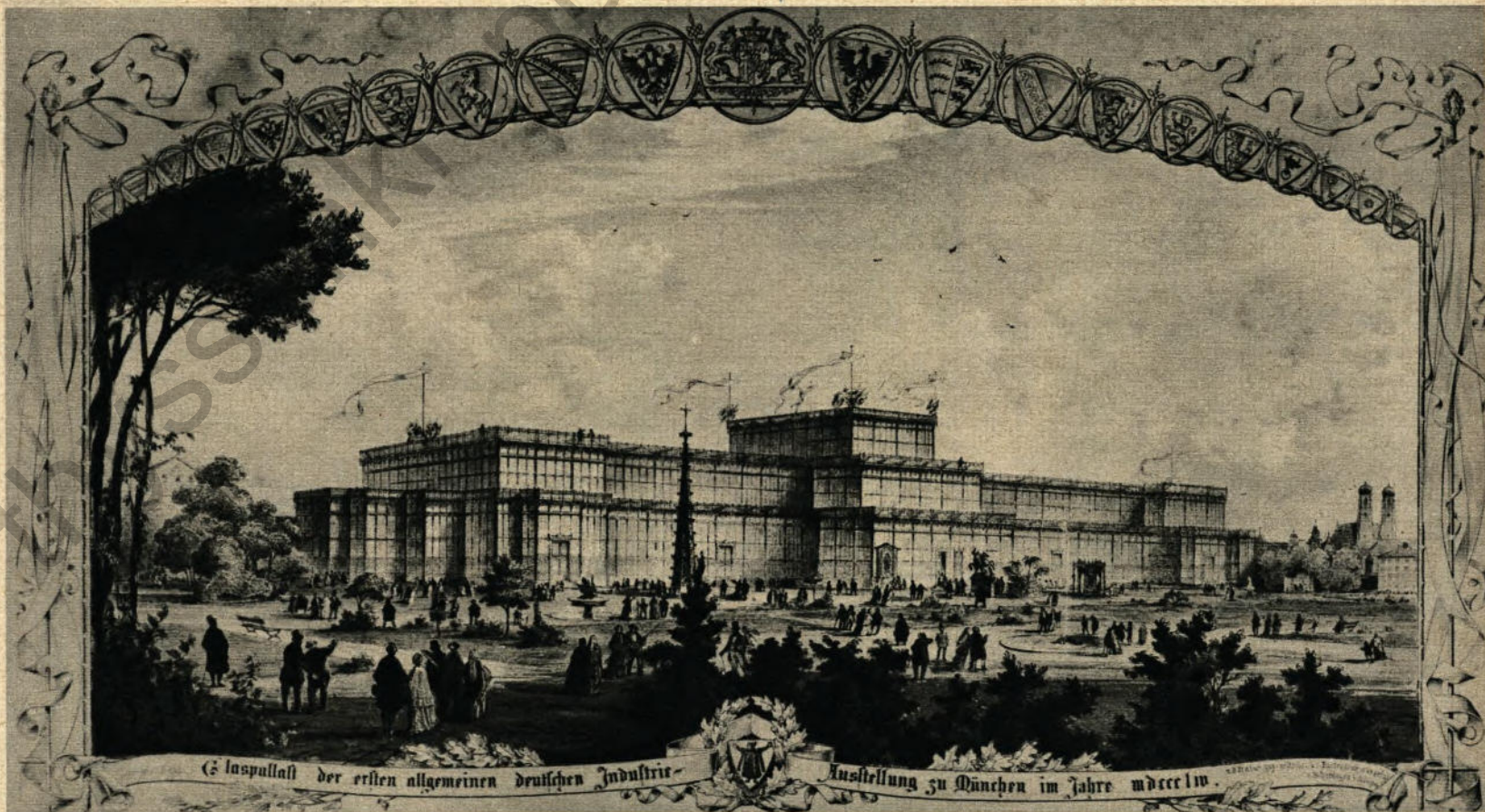
Seit Ende des zwölften Jahrhunderts kamen Messen auch in Deutschland auf. Sie vermehrten sich im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts; eine der frühesten Messen war Köln, als großer Markt etwa um 1170 entstanden. Zu besonderer Bedeutung gelangten aber nur Frank-

furt am Main und Leipzig. Daneben bestanden, teils länger dauernd, teils schnell vorübergehend, in ihrer wirtschaftlichen Bedeutung schwankend und unterschiedlich, im Laufe der Jahrhunderte Messen in Friedberg (Hessen), Deventer, Nürnberg, Nördlingen, Linz, Bozen, Basel, Zürich, Frankfurt/Oder, Braunschweig und Breslau.

Frankfurt am Main wird 1227 erstmals als Messestadt erwähnt und besaß als solche bereits seit dem 14. Jahrhundert europäischen Rang. Seit dieser Zeit galt Frankfurt als größter deutscher Textilmarkt, auf dem alle deutschen und ausländischen Textilerzeugnisse von Ruf ausgestellt wurden. Auch der Handel mit deutschen und französischen Weinen hatte hier einen bevorzugten Umschlagplatz. Ferner war die später von hier nach Leipzig verlagerte Buchmesse von Bedeutung. Hinzu kamen viele andere Waren handwerklicher Produktion, so daß der französische König, Franz I., 1519 sagen konnte, daß Frankfurt sich den berühmtesten Handelsplatz Deutschlands, ja fast des gesamten Erdreiches nennen dürfe.

In Leipzig fanden seit etwa 1100 in der Burg regelmäßig Märkte statt, die aus der günstigen Lage der Stadt Nutzen zogen; denn Leipzig lag am Schnittpunkt der großen Fernstraßen von und nach Frankreich. Schon im 13. Jahrhundert entfaltete sich der Rauchwarenhandel, der der Messe später die Führung im europäischen Rauchwarenmarkt brachte und für die Zukunft sicherte. Schon 1423 zählte man in Leipzig 40 in einer Innung zusammengefaßte

▼ Glaspalast der ersten allgemeinen deutschen Industrie-Ausstellung in München. Der Grundstein zu diesem Ausstellungsglaspalast wurde am 17. Oktober 1853 gelegt. Die erste Säule wurde am 27. Februar 1854 aufgestellt, und bereits am 8. Juni wurde der vollendete Bau der Ausstellungskommission übergeben. Man war damals stolz auf die Bauzeit von fünf Monaten und acht Tagen. Die feierliche Eröffnung der ersten allgemeinen deutschen Industrie-Ausstellung war am 15. Juli, der Schluß am 18. Oktober. Das Gebäude war länger als die Ausstellungsgebäude von London und New York. Auf der Unterschrift dieses alten Stiches wurde auch das Gewicht des Eisens mit 30000 Zentnern angegeben



Glaspalast der ersten allgemeinen deutschen Industrie-

Ausstellung zu München im Jahre 1854

Kürschner, die mit polnischen Fellhändlern eng zusammenarbeiteten.

Von der Warenmesse zur Mustermesse

Der Verkehr drängte im 19. Jahrhundert die Warenmessen allmählich zurück. Mit der zunehmenden Leistungsfähigkeit der Eisenbahnen wurde es allmählich unrationell, das gesamte Warenangebot zum Verkauf nach einem Messeplatz zu transportieren und es von dort aus wieder auf die Käufer zu verteilen. Damals bahnte sich das an, was heute selbstverständlich ist. Heute dienen die Messen der allgemeinen Warenschau. Man zeigt seine Muster, stellt die Besonderheiten der Produktion in typischen Beispielen heraus und notiert die Käuferwünsche in Auftragsbüchern. Heutige Aussteller bringen von den Messen als wesentlichen Gewinn die Initiative für Veränderungen oder Ausbauten ihrer Produktionen mit oder sie haben neue Absatzmärkte erschlossen. Messen sind heute nicht nur Absatzmärkte, sie sind Studiensäle für neue Absatzwege. Heutige Messegesellschaften begnügen sich nicht mehr damit, Raum für das Angebot an Waren zu schaffen, sie helfen ihrerseits mit, den Ausstellern neue Kontakte und das Studium fremder Marktverhältnisse zu ermöglichen. Zu diesem Zweck veranstalten sie in Verbindung mit den Messen Kongresse, auf denen die einzelnen Aussteller über das zweiseitige Marktgespräch hinaus Kenntnisse sammeln und mit prominenten Persönlichkeiten der Wirtschaft und des öffentlichen Lebens interessierende Fragen erörtern können.

Messtests liefern wichtige Informationen

Auch Messtests sind ein Teil jenes Dienstes, der für den Erfolg einer Messe heute so wichtig geworden ist. Sie dienen keineswegs nur der Neugier der Öffentlichkeit, sie sollen vor allem den Messe-Interessenten, den Ausstellern und den Einkäufern nützliche Daten vermitteln. Es gibt verschiedene Marktforschungs-Gesellschaften und Meinungsforscher, die sich auf

das Gebiet von Messtests spezialisiert haben. Ihre Beobachtungen halfen mit, schwache Punkte in der Auswahl des Angebots aufzuzeigen, in der Platzierung der Aussteller, in der Messe-Organisation, zu der auch das Gaststätten- und Beherbergungswesen, Parkplatzfragen und Verkehrsverbindungen gehören.

69 Messen im Jahr 1963

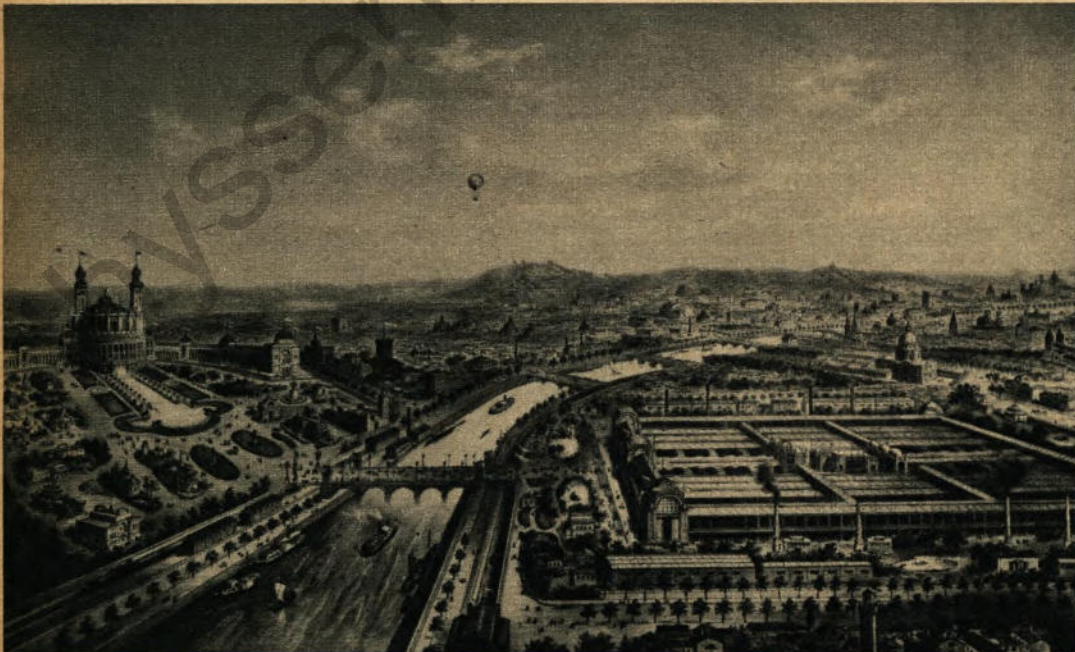
Im Ausstellungs- und Messe-Ausschuß der Deutschen Wirtschaft haben Industrie und Handel ein Instrument, das ihnen hilft, ihre Interessen im Sinne einer gesunden Ordnung des Messewesens geltend zu machen. Der Auma, wie dieser Ausschuß abgekürzt heißt, gibt halbjährlich einen Kalender heraus, der die wichtigsten Veranstaltungen ankündigt. Für das laufende Jahr nennt er allein in der Bundesrepublik 69 Messen und Ausstellungen, eine stattliche Zahl, die zum Teil auf einmalige oder nur in größeren Zeiträumen stattfindende Veranstaltungen zurückgeht, zum anderen jedoch die Folge der Aufgliederung in Branchenmessen ist. Der Auma erkennt nicht die Gefahr, die in einer überspitzten Branchenpolitik liegt und hat Empfehlungen herausgegeben, wonach Neugründungen von Messen nur dann vertretbar sind, wenn sie markt- und absatzwirtschaftlichen Erfordernissen entsprechen.

Das neue deutsche Messewesen ist als Spiegelbild für Angebot und Nachfrage genauso wichtig wie für den Fortschritt auf den verschiedenartigsten Produktionsgebieten; denn in Gesprächen auf Messen und durch die hier gegebenen Vergleichsmöglichkeiten wurde schon manch neuer Plan entwickelt und nachher verwirklicht.

Quellennachweis: Der vorstehende Beitrag stützt sich auf eine Veröffentlichung von Dr. Albert Lefèvre von der Industrie- und Handelskammer Hannover in den Nummern 7 - 9/61 der Zeitschrift „Niedersächsische Wirtschaft“. Die Hinweise auf das Messewesen unserer Zeit verdanken wir dem Ausstellungs- und Messeausschuß der deutschen Wirtschaft e. V. in Köln.

Die Reproduktion der zwei alten Stiche konnte WERK UND WIR aus der Privatsammlung des Leiters der Presseabteilung bei der Messe AG in Hannover, Leopold Merkelbach, vornehmen.

▼ Ein zeitgenössischer Stich von der Weltausstellung Paris 1878. Im Vordergrund rechts erkennt man die Ausstellungshallen



Zur Ausfuhrsperr

„Spiegel“-Interview mit Dr. E. h. Willy Ochel

Wiederholt erschien während der vergangenen Wochen das Wort „Embargo“ in den Schlagzeilen unserer Zeitungen. Nach dem Brockhaus ist das Embargo (aus dem Spanischen *embargar* „anhalten“) eine staatliche Maßnahme gegen die eigenen Staatsangehörigen, die zumeist dazu dient, bei Kriegen oder Konflikten anderer Staaten die Waffenausfuhr an die Streitenden zu unterbinden. In unserem, die Öffentlichkeit so lange erregenden Fall ging es um die vom Nato-Rat empfohlene und von der Bundesregierung verordnete Ausfuhrsperr für die vertraglich vereinbarte Ausfuhr westdeutscher Stahlrohre nach der Sowjet-Union. Diese Ausfuhrsperr berührt auch Hoesch, da unser Baroper Rohrwerk einen Auftrag über 32000 Tonnen spiralgeschweißter Großrohre mit der Sowjet-Union abgeschlossen hatte. Diese Lieferung hätte dem Baroper Werk Vollbeschäftigung für sechs Monate gesichert, während nun die Kapazität des Werkes ab Mai nur noch zu einem Drittel genutzt werden kann.

Über die Vorgeschichte und die Auswirkungen der Embargo-Verordnung führte „Der Spiegel“ das hier im wesentlichen wiedergegebene Gespräch mit Dr. E. h. Willy Ochel, dem Vorsitzenden unseres Vorstandes.

SPIEGEL: Herr Ochel, die Bundesregierung hat am Montag vergangener Woche mit einem parlamentarischen Trick erreicht, daß der Hoesch-Konzern sowie die Firmen Mannesmann AG und Phoenix-Rheinrohr AG die Rohrlieferungsverträge mit der Sowjet-Union brechen müssen. Was halten Sie von dieser Regierungsmaßnahme?

OCHEL: Sie stellt einen sehr einseitigen Eingriff in ein bestehendes Rechtsverhältnis dar, und sie zwingt uns nun dazu, daß wir unserem Vertragspartner, der Sowjet-Union, erklären müssen, wir seien nicht in der Lage, die Aufträge, die uns im Oktober vorigen Jahres erteilt worden sind, zu erfüllen.

SPIEGEL: Konnten Sie bei Vertragsabschluß am 5. Oktober 1962 davon ausgehen, daß sich dieses Geschäft, wie Ihre früheren Rohr-Geschäfte, reibungslos abwickeln ließ?

OCHEL: Ja. Das ist vielleicht einer der wesentlichen Punkte, der überhaupt in der ganzen Frage für uns die größte Rolle spielt. Zuerst, in den Jahren 1959 bis 1961, handelte es sich um normale Rohrverkäufe gegen bar. Bei den letzten Geschäften 1962 haben die Russen Wert darauf gelegt – auch aus Devisensorgen, die sie

für Großrohre

durchaus haben –, einen Teil mit Materiallieferungen zu bezahlen.

SPIEGEL: Das heißt: Die Russen haben Roheisen in die Bundesrepublik geliefert, und dieses Roheisen ist in der Bundesrepublik ausgewalzt und zu Großrohren gefertigt worden.

OCHEL: Es ist veredelt worden. Rund 160 Mark kostete eine Tonne Roheisen, das wir beziehen; rund 700 bis 750 Mark war der Wert einer Tonne Rohre. Nur: Zu der Roheiseneinfuhr brauchten wir eine Zollbefreiung des Finanzministeriums. Diese Genehmigung ist uns für die vorhergehenden Lieferverträge über 220000 Tonnen anstandslos erteilt worden.

SPIEGEL: Das neue Geschäft, das im Oktober 1962 abgeschlossen wurde, sollte Lieferungen von 163000 Tonnen für das Jahr 1963 umfassen, wovon 32000 Tonnen auf Hoesch, 51000 Tonnen auf Phoenix-Rheinrohr und 80000 Tonnen auf Mannesmann entfielen. Haben Sie dafür den üblichen Antrag auf Zollbefreiung gestellt?

OCHEL: Genau den üblichen Antrag.

SPIEGEL: Wie ging es dann weiter?

OCHEL: Die Bearbeitung des Antrags wurde hinausgezögert – für uns unverständlich –, bis wir Druck dahintersetzten und sagten, wir müssen liefern und nun die Genehmigung haben. Dann ist die Zollgenehmigung am 8. Januar 1963 erteilt worden. Zwischen Vertragsabschluß am 5. Oktober 1962 und der Zollbefreiung am 8. Januar 1963 hatte aber die Nato am 21. November das Röhrenembargo empfohlen, und Bonn hatte am 18. Dezember den Rohrexport genehmigungspflichtig gemacht. Das ist die große Panne – nicht bei uns –: Die Zollgenehmigung ist erteilt worden, nachdem schon die Embargo-Empfehlung da war.

SPIEGEL: Die Bundesregierung hat aber doch vorsichtshalber in diese Zollgenehmigung noch einen Vorbehalt hineingeschrieben. Er besagt: Die Zollgenehmigung gilt nur, wenn außerdem noch das Bundeswirtschaftsministerium zustimmt. Und dieses Zweite ist Ihnen verweigert worden.

OCHEL: Bei unserem Vertragsabschluß gab es nur einen Punkt, der überhaupt der behördlichen Genehmigung bedurfte, und das war die Zollbefreiung für das Veredlungsgeschäft.

SPIEGEL: Aber diese Befreiung ist Ihnen mit einer Auflage erteilt worden, nicht wahr?

OCHEL: Und diese Auflage fechten wir an. Wir fechten an, daß auf diesen Vertrag eine solche

Auflage Gültigkeit haben soll, weil sie auf einer Verordnung beruht, die erst nach unserem Vertragsabschluß wirksam geworden ist.

SPIEGEL: Nun sagt aber Bundesaußenminister Schröder: Ich könnte ja noch viel schlimmer mit euch verfahren, denn das Außenwirtschaftsgesetz sieht nun einmal vor – und das steht tatsächlich in dem Paragraphen 2 –, daß man auch in laufende Geschäfte eingreifen kann, wenn Not am Mann ist.

OCHEL: Wenn höhere Gewalt kommt, wenn morgen Krieg ist oder wenn morgen hier meine Bude abbrennt, dann natürlich kann ich meinen Vertrag nicht erfüllen. Ich kann abgeschlossene Verträge nur brechen, wenn Gefahr im Verzuge ist.

SPIEGEL: Die Bundesregierung sieht doch offenbar Gefahr im Verzuge, sonst hätte sie sich doch nicht auf diese Entscheidung kapriziert.

OCHEL: Nein, die Bundesregierung sieht keine Gefahr im Verzuge, sondern sie mußte ihren guten Ruf bei der Nato nach den politischen Vorgängen mit Frankreich wiederherstellen. So sehe ich den Fall.

SPIEGEL: Sie konnten also beim Abschluß des Vertrages im Oktober 1962 darauf vertrauen, daß sich dieses Geschäft abwickeln ließe?

OCHEL: Wir waren hundertprozentig überzeugt, daß die Zollgenehmigung überhaupt keine Schwierigkeiten bereiten würde. So konnten wir auch beim Abschluß den Russen gegenüber sagen: Der Auftrag ist angenommen, wir brauchen dazu lediglich noch offiziell die Zollbefreiung, haben aber nicht den leisesten Zweifel, daß sie nicht erteilt wird.

SPIEGEL: Inzwischen war aber doch bekanntgeworden, daß eine solche Nato-Empfehlung vorliegt, so daß Sie annehmen mußten, daß es wohl Schwierigkeiten machen würde, dennoch das Geschäft abzuwickeln.

OCHEL: Das ist der springende Punkt: Wir haben von der Embargosache nichts gewußt.

SPIEGEL: Wann sind Sie das erstmal darüber informiert worden?

OCHEL: Am 22. November 1962 im Zusammenhang mit einer Rückfrage beim Bundesfinanzministerium nach der Erteilung der Genehmigung für das Zollverfahren. Da bekamen wir zum erstenmal den Hinweis, daß in wenigen Tagen eine Embargo-Verordnung erlassen würde.

SPIEGEL: Am Tage vorher, am 21. November, war die Nato-Empfehlung ausgesprochen worden.

OCHEL: Diese Empfehlung ist uns im Wortlaut nie bekannt geworden, wie, glaube ich, niemandem in der Bundesrepublik. Sie gilt als geheim. Außenminister Schröder sprach im Bundestag von einem „einstimmigen Natobeschluß“, Vizekanzler Erhard sprach dagegen von einer „Nato-Empfehlung“. Der CDU-Abgeordnete Dr. Lühr sprach als Berichterstatter des Außenhandelsausschusses in einem Atemzug von „Nato-Empfehlung“ und „Natobeschluß“ und behauptete, daß die Natomaßnahmen „getätigte Verträge und folgende Lieferungen“ unterbinden sollen. Da ich zu den Zweiflern gehöre, denen Außenminister Schröder bereitwillig im Bundestag angeboten hat, die Natobeschlüsse einzusehen, würde ich gern diese Beschlüsse sehen.

SPIEGEL: Sie wußten also seit dem 22. November, was auf Sie zukommen könnte?

OCHEL: Ab 22. November wußten wir, daß eine Empfehlung vorliegt, und von dem Zeitpunkt an haben wir uns in Schreiben, in Eingaben an den Bundesaußenminister, an den Herrn Bundeskanzler um eine Aussprache bemüht.

SPIEGEL: Hat Ihnen der Bundeskanzler jemals selbst eine Antwort zuteil werden lassen?

OCHEL: Nein, wir sind leider ohne Antwort geblieben.

SPIEGEL: Was hat der Bundeswirtschaftsminister dazu gesagt?

OCHEL: Auch vom Bundeswirtschaftsminister haben wir keine Antwort erhalten. Ich muß aber feststellen, daß sein Staatssekretär Westrick für die Erfüllung der Verträge eingetreten ist und auch geglaubt hat, trotz politischer Schwierigkeiten, die bestehenden Verträge durchsetzen zu können.

SPIEGEL: Sie haben als Wortführer der drei Konzerne in Bonn den wirtschaftlichen Erwägungen den Vorzug vor der Politik gegeben.

OCHEL: Meine Auffassung ist: Hier ist nicht zu entscheiden zwischen wirtschaftspolitischen Verpflichtungen und außenpolitischen Verpflichtungen, sondern hier ist zu entscheiden, ob ich einen Vertrag erfülle oder nicht. Jetzt aber müssen wir vertragsbrüchig werden.

SPIEGEL: Das stört Sie offenbar am meisten...



► Dr. E. h. Willy Ochel, Vorstandsvorsitzender der Hoesch AG, im Gespräch mit den Spiegel-Redakteuren Ferdinand Simoneit (links) und Erich Böhme

OCHEL: Das ist doch der Angelpunkt des Ganzen.

SPIEGEL: ...daß Sie die Glaubwürdigkeit, daß Sie Ihren Ruf als Partner verloren haben ...

OCHEL: ...als ehrbarer Kaufmann ...

SPIEGEL: Sie geraten also in die Zwickmühle, entweder ein guter Kaufmann zu sein oder ein guter Nato-Bürger. Das ist doch die Entscheidung ...

OCHEL: Meine Entscheidung ist klar. Zunächst habe ich meinen Vertrag zu halten. Ich sage: Es geht um die Vertragstreue, und die Vertragstreue des deutschen Kaufmanns, des deutschen Unternehmers ist so hoch zu werten. Nur so kann man überhaupt Verträge international halten. Wir können nicht nach Hause kommen und untersuchen, ob wir einen schwebend unwirksamen Vertrag haben. Für uns war er wirksam.

SPIEGEL: Sie haben alle diese Motive auch am vergangenen Montag vor der Bundestagsitzung dem Außenminister Schröder mitgeteilt. Sie waren ja Wortführer der Konzerne. Man hat das Gefühl, daß Ihre Argumente auf ihn keinen großen Eindruck gemacht haben.

OCHEL: Herr Schröder hat uns folgendes abgenommen: Ich nehme Ihnen ab, daß Sie guten Glaubens gehandelt haben und sich als Kaufleute im Wort fühlen; ich habe aber einen politischen Standpunkt zu vertreten.

SPIEGEL: Herr Schröder hat vor dem Bundestag gesagt, er selbst sei auch mit seinem Herzen bei der Stahlindustrie, wenn er aber nun vor die Alternative gestellt werde, zu entscheiden für wirtschaftliche Interessen oder für die Sicherheitsinteressen der Bundesrepublik, dann müsse er den letzteren den Vorrang einräumen. Teilen Sie diese Meinung?

OCHEL: Nein. Wir haben Bonn geschrieben: Wenn die Nato-Empfehlung bleibt, dann werden wir diese Empfehlung respektieren, aber wir wünschen, daß wir nicht den eingegangenen Vertrag brechen müssen – kurzum: daß man uns nicht zum Lumpen stempelt.

SPIEGEL: Nun haben Ihre Großrohrlieferungen den Aufbau der sowjetischen Wirtschaft immerhin erheblich gefördert. Ist die Sowjet-Union Ihr wichtigster Handelspartner?

OCHEL: Sie ist im Großrohrgeschäft unser be-

deutendster Käufer gewesen. Wir haben in Westdeutschland in den Jahren 1955/56 große Kapazitäten aufgebaut, in der Erkenntnis, daß international gesehen, ein großer Bedarf an Öl- und Gasrohren auf uns zukommen würde.

SPIEGEL: Dann hatte die deutsche Industrie in der technischen Entwicklung von Großrohren einen Vorsprung vor anderen europäischen Ländern?

OCHEL: Ich glaube, in entscheidendem Maße. Wir würden so sagen: Nach Amerika war Deutschland das erste Land, das auf diesem Gebiet sich betätigte und gute Erfolge hatte.

SPIEGEL: Hatten Sie damals beim Aufbau dieser Kapazitäten auf den russischen Rohrbedarf gezielt?

OCHEL: Nein. Es wäre wirklich abwegig, das anzunehmen. So froh wir nachher über die Aufträge waren, so haben wir zuerst auf ganz andere Märkte gezielt. Wir haben geglaubt, von Afrika angefangen bis zum europäischen Markt, bis zum Markt im Vorderen Orient, würden solche Absatzmärkte sich finden. So war es auch zu Anfang. Aber in Südamerika und den USA sind wir bis auf Null heruntergesunken. Dann kam Rußland, ein Land, das sich vorgenommen hat, bis zum Jahr 1980 noch 50 Millionen Tonnen Rohr zu verlegen.

SPIEGEL: Also war in den letzten Jahren die Sowjet-Union Ihr prominentester Kunde ...

OCHEL: Ja. Rußland muß ja sehen, daß es seine Räume wirtschaftlich verbindet. Daß solche Verbindungen immer auch strategischen Wert haben, nun, das haben Sie in der ganzen Welt. Das ist ganz automatisch damit verknüpft. Das gilt für Öl und Gas.

SPIEGEL: Bis zur Stunde ist man sich nicht über den Verwendungszweck dieser Großrohre einig. Nach Ihren Äußerungen handelt es sich um eine Erdgasleitung, die von Südrußland bis in den Raum von Swerdlowsk hinter dem Ural verlegt werden soll. In Bonn wird aber etwas ganz anderes über die Verwendungszwecke gesagt.

OCHEL: Da läuft das Öl bis zur ostdeutschen Grenze.

SPIEGEL: Ja. Es heißt, diese Röhren würden als Ölleitung nach Schwedt an der Oder verlegt, in eine neue Raffinerie. Durch Ihre Lieferungen werde diese Leitung zwei Jahre früher

fertig als geplant und könne dann, so war es in Bonn kurz vor der Abstimmung zu hören, innerhalb 24 Stunden den Tagesbedarf an Treibstoff von 6000 Lastkraftwagen befördern.

OCHEL: Ich kann wirklich sagen, und ich meine, das nehmen Sie mir nicht übel: Solche Mätzchen sollte man von ernsthaften Leuten nicht erwarten. Zunächst zur Tatsache: Die Leitungen sind für Gas. Daß sie für Gas sind, wissen wir aus eigener und amerikanischer Quelle. Aber wenn wir es auch nicht wüßten, so wissen wir außerdem, daß Kompressoren dafür gemacht werden.

SPIEGEL: Und diese Kompressoren werden geliefert?

OCHEL: Sie werden geliefert.

SPIEGEL: Zur Verdichtung des Gases?

OCHEL: Ja, zur Verdichtung des Gases. Mit diesen Kompressoren kann man aber kein Öl durch die Leitungen drücken.

SPIEGEL: Ist es unmöglich, durch eine Erdgasleitung Öl zu pumpen?

OCHEL: Auch da eine korrekte Antwort: Unmöglich ist es nicht. Aber wenn man wirklich umstellen wollte, dann müßten auch die Pumpstationen anders gebaut werden. Es ist also wirklich so, daß die Leitungen ausschließlich zum Gastransport dienen. Da gibt es überhaupt keinen Zweifel.

SPIEGEL: Trifft es denn zu, daß Sie zwar Großrohre nicht mehr liefern dürfen, aber nach wie vor alles für die Fabrikation von Großrohren in Rußland?

OCHEL: Genau das.

SPIEGEL: Es fragt sich nur, wie kommt die Nato zu einer solchen Empfehlung?

OCHEL: Wie kommen oft militärische Beschlüsse zustande? Die Generale meinen, sie würden eine gezielte Störung des Wirtschaftsaufbaues oder des Potentials militärischer Kraft erreichen. Für meine Begriffe ist das ganz ausgeschlossen. Das ist höchstens ein Nadelstich, denn die Russen können selbst in kürzester Frist soweit sein. So viel ist ja dazu gar nicht notwendig, um diese Rohre herzustellen.

SPIEGEL: Dann können die Sowjets also aus westdeutschen Blechen und mit westdeutschen Maschinen im eigenen Land Großrohre fertigen?

OCHEL: Jederzeit. Ich habe Bundesminister Schröder gesagt, er solle mich für vier Monate in den Ostblock schicken, dann würde es für die Russen kein Problem sein, daß sie ihre Sachen termingemäß bekämen.

SPIEGEL: Und solange die Russen den Ausfall nicht selbst ausgleichen können, helfen ihnen Ihre Konkurrenten im Westen.

Die englische Regierung sagt, daß sie zwar die Nato-Empfehlung weitergegeben habe, aber daß sie keine Firma zwingen könne.

Der englische Handelsminister Erroll hat überdies in Washington erklärt, er betrachte die Lieferung von englischen Großrohren an die Sowjet-Union nicht als Verstoß gegen die Nato-Bündnispflicht.

OCHEL: Soviel ich weiß, sind bereits Probe-lieferungen von der Firma South Durham gemacht worden. Wir haben gar keinen Zweifel,



◀ Auf dem Lagerplatz unseres Baroper Rohrwerks trafen wir den Betriebsratsvorsitzenden Hans Finger, der schriftlich und mündlich bei den maßgebenden Stellen alles versucht hat, die Interessen der Belegschaft wahrzunehmen

daß die Engländer, die ja nun in diesen Tagen in Moskau verhandeln, auch zu Abschlüssen kommen.

SPIEGEL: Wie sieht es bei den Italienern aus?

OCHEL: Die Italiener führen zunächst ihre Lieferungen, die sie vertraglich abgeschlossen haben, weiter aus.

SPIEGEL: Das heißt also, der staatliche ENI-Konzern kauft weiterhin russisches Erdöl, und Italien liefert dafür Großrohre.

OCHEL: Ja, wie verabredet, nach Vertrag.

SPIEGEL: Glauben Sie, daß unsere westlichen Handelspartner in alle Verträge, die Ihnen gepplatzt sind, ohne Mühe einsteigen können, so daß die Russen eigentlich überhaupt gar keinen Nachteil erfahren?

OCHEL: Das würde ich mit vollem, klarem Ja beantworten.

SPIEGEL: Also tragen den Embargo-Schaden nur wir?

OCHEL: Man kann nie sagen, ob ein Embargo einen Sinn hat. Im allgemeinen hat sich erwiesen, von Napoleons Zeiten an, daß Embargos sehr wenig durchschlagende Kraft haben. Daran hat sich auch in unserem Jahrhundert nicht viel geändert.

SPIEGEL: Warum haben Sie von Ihren wirtschaftlichen Schäden in Bonn nie gesprochen?

OCHEL: Mit Absicht nicht, damit es nicht heißt: Ihr seid immer nur die Ruhr-Bosse, die Ruhr-Bosse in einem schlechten Sinne, bei denen das Geld höher gewertet wird als die Ideale, als das Vaterland. Es soll nicht heißen, wir kämpfen darum, daß unsere Betriebe voll ausgelastet sind.

SPIEGEL: Sie wollen doch Ihre Dividende verdienen.

OCHEL: Natürlich, wir müssen ja.

SPIEGEL: Jetzt jedenfalls ist die Beschäftigung Ihrer Großrohrwerke in Frage gestellt?

OCHEL: Ganz in Frage gestellt. Wir haben noch mit anderen Aufträgen, die ja immer noch in der westlichen Welt und in Libyen und im Vorderen Orient bestehen, teilweise zu tun. Aber das ist nur etwa ein Drittel der Kapazität. Wir waren ausgelastet mit etwa zwei Dritteln unserer Kapazität für die UdSSR, wir haben diese zwei Drittel UdSSR verloren, ergo bleibt jetzt noch übrig ein Drittel. Aber Sie müssen vor allem die Auswirkungen auf die vorgelagerten Stahl- und Walzwerke berücksichtigen, die den Verlust unserer Rußlandaufträge empfindlich spüren werden.

SPIEGEL: Welche Chancen sehen Sie, diesen Produktionsausfall durch Erschließung neuer Märkte aufzufangen?

OCHEL: Die Chance ist gleich Null. Nur in Ausnahmefällen kommen wir in Amerika noch zu Rohrlieferungen, aber keine Pipelines mehr. Es bleiben jene Märkte übrig wie etwa Argentinien. Aber Sie wissen ja, daß wir nicht so kreditfreudig sind wie die Japaner oder die Italiener, die bis zu zehn Jahren Kredit gegeben haben.

SPIEGEL: Es könnte aber doch sein, Herr Ochel, daß der durch Nato-Treue bedingte Bruch Ihres Rußlandvertrages westliche Kaufleute so beeindruckt, daß sie nun forciert bei Ihnen kaufen.

OCHEL: Die möcht' ich sehen – das wäre ein Vergnügen.

SPIEGEL: Herr Ochel, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.



ZUM NACHDENKEN UND ZUR KRITIK

Industriekurier

Bonner Scherben

... Der Leiter der Handelsvertretung der UdSSR, P. A. Gritschin, erklärte vor einiger Zeit in einem Gespräch mit dem „Industriekurier“: Wenn die Bundesregierung die Vertragserfüllung im Röhrengeschäft verhindere, schaffe sie eine sehr ernste Lage mit all den Folgen, die sich daraus ergeben könnten. Er war seinerseits nicht bereit, diese Folgen zu präzisieren. Gritschin weilt z. Z. in Moskau, wo übrigens gleichzeitig eine starke englische Handelsdelegation über die Ausweitung des russisch-englischen Warenaustausches verhandelt. Wenn er zurückkehrt, werden wir mehr wissen. Die Russen werden sich jedenfalls die einmalige Chance, den eindeutigen deutschen Vertragsbruch politisch und handelspolitisch auszuwerten, nicht entgehen lassen. Der Zweifel an der Vertragsfähigkeit deutscher Unternehmen, die durch eine einfache Empfehlung der NATO, d. h. in diesem Falle der Amerikaner, aufgehoben werden kann, wird nun ebenso mit allen Mitteln der Propaganda in der Welt verbreitet werden wie die Tatsache der mangelnden Vertragstreue der Bundesrepublik.

Während andere, mit uns am Weltmarkt konkurrierende Industrieländer sich um ein gutes handelspolitisches Verhältnis zur UdSSR bemühen und wohl großzügig genug sind, die jetzt entstehende Lieferlücke von Großröhren auszufüllen, ist für die demnächst beginnenden Gespräche um die Verlängerung des Handelsabkommens zwischen der UdSSR und der Bundesrepublik eine denkbar schlechte Atmosphäre geschaffen worden. Der deutsche Osthandel könnte empfindliche Einbußen erleiden, über die unmittelbaren Folgen des Lieferverbots am Grobblech- und Röhrenmarkt hinaus. Es muß so zum Beispiel abgewartet werden, ob das Geschäft zwischen der Howaldt-Werft und den Russen noch zustande kommt.

Schlimmer als die wirtschaftlichen sind jedoch die politischen Folgen dieser Röhren-Affäre. Das Verhältnis zwischen der Industrie und der Bundesregierung, die Unternehmen durch rückwirkende Verfügung auf Grund einer recht anonymen Nato-Empfehlung, deren Wortlaut bis heute noch nicht bekannt ist, zum Vertragsbruch zwingt und ihr damit schweren Schaden zufügt, mußte empfindlich gestört werden. Aber

auch das Verhältnis zwischen Wirtschaft und Parlament ist belastet. Die Verordnung der Bundesregierung ist ja nur dadurch zustande gekommen, daß die parlamentarische Willensbildung durch eine organisierte Beschlußunfähigkeit des Bundestages für die kritischen Stunden ausgesetzt wurde. Die Repräsentation des Volkswillens wurde über die Geschäftsordnung verhindert. Mag ein solcher Trick auch nach deren Wortlaut legal sein, so ist doch erstmalig in der Geschichte des deutschen Bundestages eine Entscheidung gefallen, die nicht das Attribut demokratisch verdient. Die Mehrheit der Bundestagsabgeordneten hat dieses Spiel mitgemacht, selbst Abgeordnete, die der Industrie eng verbunden sind. Immerhin ist letzteres ein Beweis dafür, wie kurz der vielzitierte lange Arm der Industrie doch ist...

Industriekurier
vom 21. 3. 1963

Handelsblatt

So kann man keine Politik treiben

Bundesregierung und CDU/CSU-Bundestagsfraktion können nicht glücklich über den „Sieg“ sein, den sie sich im Streit um das Rohrembarago verschafft haben. Das Mittel, das dabei angewandt wurde, um auf diese Weise das Hausbeschlußunfähigzumachen, mag verfassungsmäßig nicht anfechtbar sein. Dem Ansehen des Bundestages, der ersten demokratischen Institution unserer Bundesrepublik, ist jedoch durch diesen Trick – anders kann man das Vorgehen der CDU wirklich nicht nennen – ein schwerer Schlag versetzt worden, von dem sich das Parlament sicher nur schwer wieder erholen kann. Wir haben hier einen neuen Beweis für den schlechten politischen Stil vor uns, der in Bonn eingerissen und dessen Ende wohl erst nach einem Wechsel im Kanzleramt erhofft werden kann...

... Fest steht jetzt schon folgendes: Die Bundesregierung hat sich bei der Begründung ihrer Haltung gegenüber der Öffentlichkeit zu Verlautbarungen über das Verhalten der an den Rohrlieferungen in die Sowjetunion beteiligten Stahlkonzerne verstiegen, die einer näheren Nachprüfung nicht standhalten. Sie hatte behauptet, daß die Stahlunternehmen bei dem Abschluß ihrer letzten Lieferverträge mit der UdSSR bereits

Kenntnis von dem drohenden Embargo gehabt hätten. Das stimmt nicht, und diese Behauptungen sind nach unserer Kenntnis auch in dem Gespräch, das Außenminister Schröder am Montagmittag, also viel zu spät, mit den maßgeblichen Repräsentanten der drei Konzerne Mannesmann, Phoenix-Rheinrohr und Hoesch führte, von diesen mit allem Nachdruck zurückgewiesen worden. Die deutsche Stahlindustrie kann man jedenfalls nicht zum Sündenbock dafür machen, daß die Dinge so unglücklich gelaufen sind...

... Der Pyrrhussieg, den Bundesregierung und CDU am 18. März 1963 im Bundestag errungen haben, muß jedenfalls jeden, dem die junge deutsche Demokratie am Herzen liegt, mit großer Besorgnis erfüllen. Das Bekenntnis der deutschen Treue zur NATO, an der niemand unserer Partner zweifeln kann, ist zu teuer erkaufte worden. Es wurde erkaufte mit einer Untreue gegenüber abgeschlossenen Verträgen, die uns in Zukunft noch viel zu schaffen machen wird, und, was noch schlimmer ist, mit einer Abwertung unseres Parlamentarismus. So kann man keine Politik treiben.

Karl Heinrich Herchenröder

Handelsblatt vom 20. März 1963

Neue Zürcher Zeitung

Keine deutschen Stahlrohre für die Sowjetunion

Es ist dem christlich-demokratischen Lager im Bonner Bundestag am Montagabend gelungen, die von der Regierung in Übereinstimmung mit der NATO verhängte Ausfuhrsperrung für Erdöl- und Gasrohre nach der Sowjetunion aufrecht zu erhalten, beziehungsweise zu verhindern, daß sie von einer Parlamentsmehrheit widerrufen wurde. Der Erfolg war allerdings sehr knapp, und er wurde nicht mit einer eindeutigen Stimmenmehrheit errungen, sondern mit einem Trick der Geschäftsordnung: Die Fraktion der CDU/CSU blieb der endgültigen Stimmentauschlung fern, so daß das Quorum nicht erreicht und die Sitzung wegen Beschlußunfähigkeit des Parlaments ohne Entscheidung aufgehoben wurde. Damit verpaßte der Bundestag die letzte Frist für einen Einspruch gegen die einschlägige Regierungsverordnung, die auch bei länger Interpretation am 18. März um Mitternacht abläuft.

Für einen Einspruch des Bundestages gegen die Ausfuhrsperrung stimmten 244 Abgeordnete der Sozialdemokratie und der Freien Demokraten, dagegen einer, das waren fünf weniger als das zur Beschlußfähigkeit des Plenums notwendige Quorum von 250 Stimmen. Die CDU hielt sich während des „Hammelsprungs“ – die Abgeordneten zöhen durch eine „Ja“- oder eine „Nein“-Türe in den Plenarsaal ein und werden dabei „wie eine Hammelherde“ gezählt – in der Vorhalle des Bundestages auf; die ganze Prozedur erinnerte etwas an nächtliche Szenen im Palais Bourbon zu Zeiten der Vierten Republik.

F. L.

Neue Zürcher Zeitung
vom 20. März 1963

Neuer Erfolg im Kampf gegen Korrosion: Isolieren mit Platal

Vor wenigen Wochen fuhren einige hundert Menschen – Kaufleute, Techniker und Journalisten – durch das schneebedeckte Recklinghäuser Vest nach Marl. Ihr Ziel war die „Fachtagung für industrielle Isolierfragen“, die gemeinsam von den Chemischen Werken Hüls, dem Hoesch Eisenhandel und unserer Trierer Walzwerk AG veranstaltet wurde. Es war eine Tagung, die auch hochgespannte Erwartungen erfüllte und deren Ergebnis – nach einem Bericht des Europäischen Wirtschaftsdienstes – „zu wesentlichen Umstellungen auf dem Isoliersektor führen dürfte“.

Diese „Umstellungen“ sind Platal zu verdanken, dem kunststoffbeschichteten Stahlband unserer Trierer Walzwerk AG, das sich nun auch auf dem Gebiet der Isoliertechnik sehr gut bewährt hat.

Gut isolieren hilft Millionen sparen

Im Mittelpunkt dieser Tagung stand ein Vortrag, den Dipl.-Ing. Liesegang von den Chemischen Werken Hüls hielt, und in dem er über das gute Ergebnis jahrelanger anwendungstechnischer Isolierversuche mit Platal berichtete. Dipl.-Ing. Liesegang begann seinen Vortrag mit einem einfachen Rechenbeispiel, an dem er die hohe Bedeutung guten Isolierens aufzeigte. So verhüten nach seinen Worten die Chemischen Werke Hüls mit Hilfe guter Isoliermittel jährlich Wärmeverluste im Wert von 54 Millionen DM. Im gleichen Zeitraum müssen sie die Isolierung von 150000 Quadratmeter Leitungsoberfläche erneuern, deren Kosten



Dipl.-Ing. Liesegang von den Chemischen Werken Hüls berichtete auf einer „Fachtagung für industrielle Isolierfragen“ über die ausgezeichneten Erfolge von Platal auf dem Isoliersektor

etwa 4,5 Millionen DM, also etwas weniger als 8,5 v. H. der jährlich eingesparten Summe, betragen.

Schon dieses Beispiel mag auch dem Laien verständlich machen, welche hohe wirtschaftliche Bedeutung die Isoliertechnik besitzt, deren Geschichte – wie Dipl.-Ing. Liesegang berichtete – mit einem Gemisch von Lehm und Häcksel als wärmeschützender Umhüllung begann. Später verwendete man zu diesem Zweck Asbest, porösen Kieselgur und Naturkork, während heute Mineralfaserstoffe allgemein üblich sind. Doch mit der Entwicklung eines guten Isoliermittels allein war es nicht getan: Es galt, dieses Isoliermittel gegen

▼ Von den 750 Kilometer langen Rohrleitungen der Chemischen Werke Hüls sind etwa 500 Kilometer gegen Wärmeverluste isoliert (wie im Vordergrund sichtbar). Platal umschließt dabei die wärmehaltende Hülle und schützt sie gegen Witterungseinflüsse, chemische Dämpfe und mechanische Beschädigungen



Witterungseinflüsse, gegen mechanische Beschädigungen und – vor allem in chemischen Fabriken – gegen aggressive Dämpfe durch Blechmäntel zu schützen.

Diese Blechmäntel aber bereiteten der Industrie – zumal der chemischen Großindustrie – wachsenden Kummer, da sie nur ungenügend gegen Korrosionseinwirkungen geschützt waren. Schwarzblech war nicht sehr widerstandsfähig, aber auch verzinktes Blech wies erst nach mehrmaligem zusätzlichem Anstrich eine halbwegs zufriedenstellende Lebensdauer auf. Hinzukam, daß der Anstrich des verzinkten Blechs in der aggressiven Atmosphäre einer chemischen Fabrik spätestens ein bis zwei Tage nach der Montage aufgebracht werden mußte, was in der Praxis kaum zu erfüllen war.

Platal – ein bedeutender Fortschritt

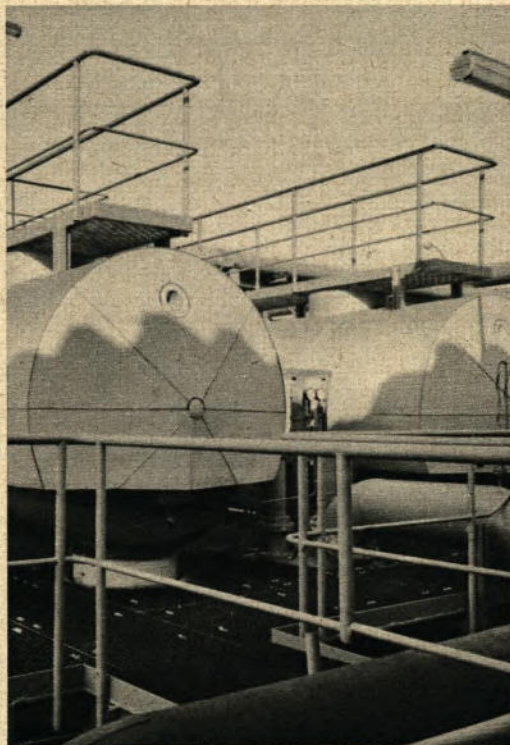
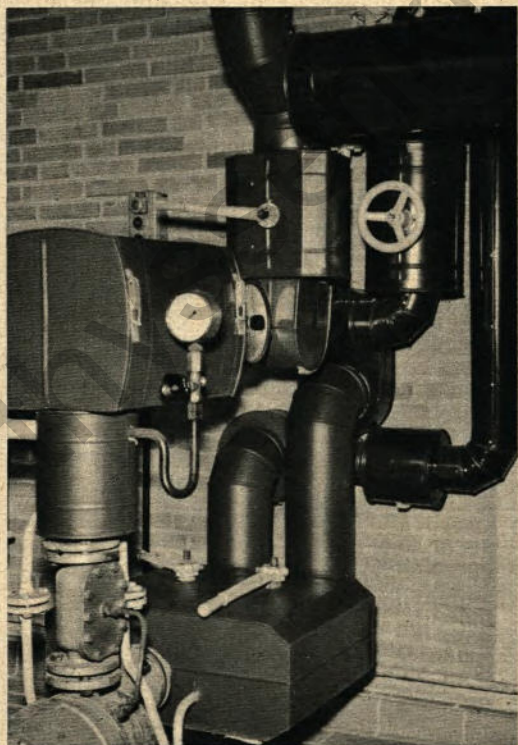
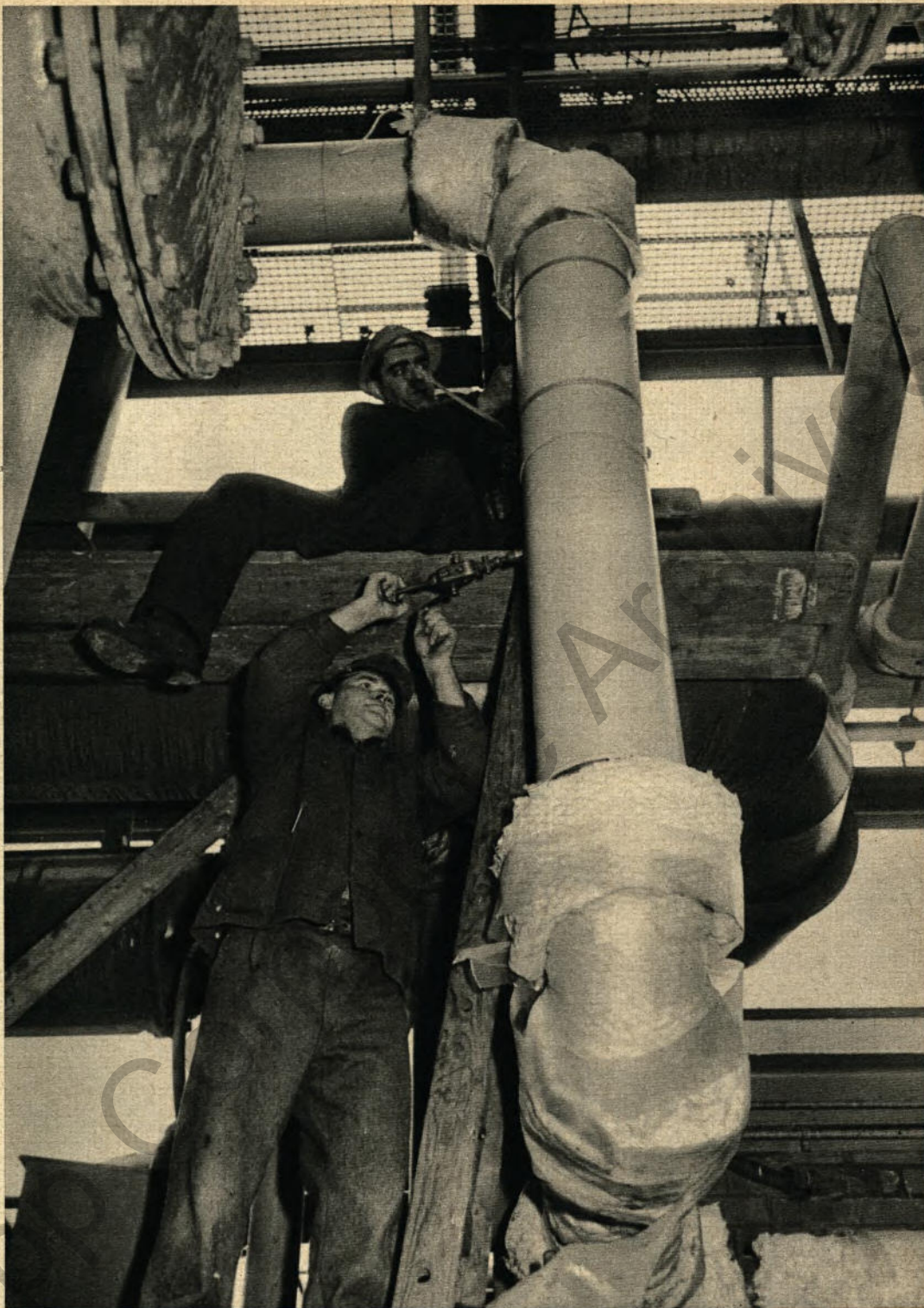
In dieser Notlage half nun Platal den Isolierfachleuten. Dipl.-Ing. Liesegang sagte wörtlich: „Einen wesentlichen Fortschritt brachte uns die Entwicklung von Platal. Das mit PVC-Kunststoff beschichtete Stahlblech ist korrosionsfest, und zwar sowohl in saurer als auch in alkalischer Atmosphäre. Der PVC-Belag wird bereits im Herstellwerk des Bleches aufgebracht, und nach Montage des Isoliermantels aus Platal ist die Isolierung einschließlich des Korrosionsschutzes fertig. Der häufig wegen des schlechten Wetters sehr mühsam aufzubringende Anstrich bei Anlagen im Freien entfällt. Die Standzeiten für die Gerüste werden erheblich kürzer.“

Diese Vorteile von Platal veranlaßten die Chemischen Werke Hüls bereits vor drei Jahren, Versuche mit unserem neuen Verbundwerkstoff durchzuführen, deren ausgezeichneten Erfolg Dipl.-Ing. Liesegang nun bestätigte und der wohl am besten darin zum Ausdruck kommt, daß sich die Unternehmensleitung der Chemischen Werke Hüls entschlossen hat, künftig alle Isolierungen im Freien aus Platal ausführen zu lassen.

Platal ist nicht nur besser, sondern auch billiger

Daß aber nicht nur technische Gründe für Platal sprechen, sondern auch die Kosten, veranschaulichte ein Vergleich, den Dipl.-Ing. Liesegang zwischen den Preisen für verzinktes Blech und für Platal anstellte.

Nach seinen Ausführungen sind die Kosten für



▲ Die Unternehmensleitung der Chemischen Werke Hüls hat beschlossen, alle Isolierungen im Freien mit Platal zu umgeben. Hier befestigen zwei Monteure den Platalmantel über dem wärmeerhaltenden Isolierstoff

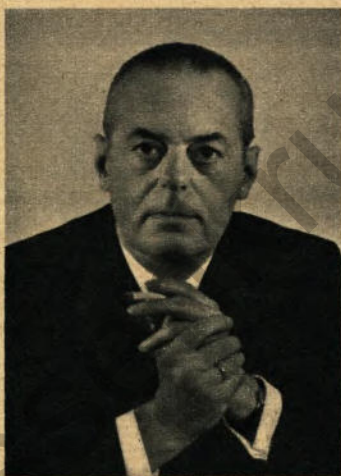
◀ Nicht nur Leitungen, sondern auch Rohrverbindungen aller Art oder große Kessel müssen häufig isoliert und mit Platalmänteln geschützt werden

einen Schutzmantel aus verzinktem Blech fast so hoch wie die für einen Platalmantel. Berücksichtigt man jedoch, daß verzinktes Blech nach drei bis vier Jahren neu gestrichen werden muß, liegt der Vorteil von Platal klar auf der Hand: Während sich der Preis für Platal nicht mehr verändert, klettert der Preis für verzinktes Blech immer weiter – schon nach dem ersten Wiederholungsanstrich liegt er etwa um zwei Drittel über dem Platalpreis.

Kein Wunder also, daß Platal „zu wesentlichen Umstellungen auf dem Isoliersektor führen dürfte“ und daß Dipl.-Ing. Liesegang seinen Vortrag mit den Worten beschloß: „Wir sind der Meinung, daß mit diesem Material ein weiterer Schritt vorwärts im Kampf gegen die Korrosion getan worden ist.“



1930 wurde das im Krieg zerstörte und nachdem wieder genauso aufgebaute Gebäude der Industrie- und Handelskammer an der Märkischen Straße errichtet



Handelskammern gibt es seit dem siebzehnten Jahrhundert. Sie entstanden in Frankreich, wo 1650 in Marseille die älteste Handelskammer der Welt (Chambre de commerce) gegründet wurde. Schon in dieser Zeit schlossen sich auch in Deutschland Kaufleute zusammen. Die ersten deutschen Handelskammern wurden zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts, in Mainz 1802 und in Köln 1803, gegründet. Seit 1922 werden die Handelskammern, ausgenommen die in Hamburg und Bremen, „Industrie- und Handelskammer“ genannt.

Heute bestehen in der Bundesrepublik 79 Industrie- und Handelskammern, die in größeren Gebieten auch Zweigstellen unterhalten. Die Industrie- und Handelskammern sind in Handelskammerverbänden oder zu Arbeitsgemeinschaften vereinigt. Seit 1949 besteht für das Bundesgebiet als Spitzenorgan „Der Deutsche Industrie- und Handelstag“.

Zum hundertjährigen Bestehen der Industrie- und Handelskammer Dortmund hat deren Hauptgeschäftsführer Dr. Wilhelm Florenz Utermann für WERK UND WIR den nachstehenden Beitrag geschrieben.

Von Dr. Wilhelm Florenz Utermann

Am 13. April 1863 unterzeichnete der preußische König Wilhelm das Dekret, mit dem er für den Kreis Dortmund im Regierungsbezirk Arnsberg eine Handelskammer genehmigte. Diesen Tag sieht die heutige Industrie- und Handelskammer zu Dortmund, wie sie seit 1924 heißt, als ihren Geburtstag an. Ihre eigentliche Tätigkeit begann erst später. Zunächst mußten die Mitglieder der Kammer gewählt werden. Dann konstituierte der Landrat die Vollversammlung, und erst bei dieser Gelegenheit konnte ein Präsident gewählt werden. Darüber war fast ein Jahr vergangen. Die erste vom Präsidenten einberufene Vollversammlung der Kammer trat am 14. März 1864 zusammen.

Die 20 Industrie- und Handelskammern Nordrhein-Westfalens sind bis auf zwei Ausnahmen früher gegründet worden. Einige von ihnen entstanden schon um die Wende vom 18. und 19. Jahrhundert, besonders zahlreich waren die Gründungen in den dreißiger und vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Weshalb die Dortmunder Kammer zu den jüngsten Kammern Nordrhein-Westfalens gehört, steht nicht eindeutig fest; jedenfalls hängt es nicht damit zusammen, daß der Dortmunder Raum wirt-

Industrie- und Handelskammer zu Dortmund

schaftlich zurückgeblieben gewesen wäre. Es hat vielmehr den Anschein, als ob die hier ansässigen Kaufleute und Fabrikanten vorher keinen Wunsch nach einer Handelskammer gehabt haben, weil sie auch ohne sie recht gut auskamen. Das änderte sich erst, als die Anfangsperiode des großen Industrialisierungsprozesses unseres Gebietes zu Ende ging, als die ersten wirtschaftlichen Schwierigkeiten auftraten und eine Zusammenarbeit der Unternehmer bei gemeinsamen Problemen ratsam erschien.

In Dortmund ist der erste Schritt für eine Handelskammer erst im Jahre 1860 mit einer Bittschrift angesehener Kaufleute an den preußischen Minister für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten getan worden.

Mehr als eine Million Menschen im Bereich der Dortmunder Handelskammer

Als die Dortmunder Kammer gegründet war, blieb östlich ihrer Grenzen ein weiter „kammerfreier“ Raum übrig, die heutigen Land- und Stadtkreise Unna und Hamm. Diese Gebiete wurden erst 1913 und 1917 in den Bezirk der Kammer einbezogen. In der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre wurden die Kammergrenzen nochmals geändert, und zwar zum Nachteil der Kammer. Damals verlor sie bei der kommunalen Neugliederung des Ruhrgebiets einige Gebiete ihres westlichen Teils an den Kammerbezirk Bochum. Der Dortmunder Kammerbezirk in seinem heutigen Umfang – er umfaßt die Stadtkreise Dortmund, Castrop-Rauxel, Lünen, Hamm, den Kreis Unna, die Stadt Schwerte und das Amt Westhofen des Kreises Iserlohn – begrenzt eine Fläche von 882 Quadratkilometer mit 1.150.000 Einwohnern. Die Kammer gehört in ihrer Wirtschaftskraft und nach dem Umfang der gewerblichen Beschäftigung zu den größten Kammern des Bundesgebietes. Als sie gegründet wurde, wohnten im gleichen Raum nur 152.000 Einwohner. Die Bevölkerung hat sich also in den verflossenen hundert Jahren verzehnfacht. Aber diese Bevölkerungszunahme bleibt noch weit zurück hinter dem Wachstum von Industrie und Handel in der gleichen Zeit. So ist, um nur eine bedeutende Wirtschaftszahl herauszugreifen, die Stahlproduktion heute um mehr als hundertmal größer als damals.

21 Männer leiteten die Kammer in hundert Jahren

Im Mittelpunkt jeder Betrachtung über die Geschichte einer Handelskammer müssen aber die Männer stehen, die als Präsidenten an ihrer

Spitze standen oder als Mitglieder der Vollversammlung das beschließende Gremium bildeten. Immer hängen Bedeutung und Erfolg einer Kammer entscheidend davon ab, daß sich Persönlichkeiten bereithalten, die aus Verantwortungsgefühl für das allgemeine Wohl Zeit und Kraft opfern, die der Kammer Richtung und Ziele geben und die mit ihrem sachverständigen Rat alle Aufgaben bewältigen helfen. In dieser Hinsicht hat über der Kammer Dortmund ein gutes Geschick gewaltet. An ihrer Spitze haben oftmals Männer gestanden, die an Tüchtigkeit und Idealismus über ihre Zeitgenossen hinausragten. Unter den Mitgliedern der Vollversammlung finden wir viele Namen, die mit der Geschichte der angesehensten Unternehmungen unseres Bezirks für immer verbunden sind.

In einem Sitzungsraum des Kammergebäudes hängen die Porträts der 21 Präsidenten, die der Kammer seit ihrer Gründung vorgestanden haben. Schon ihr Äußeres, der Wandel der Haartrachten, der Kleidung und der Gesichtszüge veranschaulicht, wie lang und wechselvoll der Zeitraum ist, den diese Bilder umspannen. Da sieht man Wilhelm Overbeck, den ersten Präsidenten der Kammer, einen der Kaufleute, deren Bittschrift aus dem Jahre 1860 den Anstoß zur Gründung der Kammer gegeben hat.

Seine Mitbürger hielten ihn für den bedeutendsten Kaufmann der Stadt. Er besaß hier eine Brauerei und eine Stearin- und Seifenfabrik. Er war ein ausgesprochen unternehmerischer Geist, der sich auf den verschiedensten Gebieten, auch außerhalb Dortmunds, geschäftlich betätigte, der als erster die untergärige Bierbraumethode in Dortmund einführte, aber dem damaligen Gründungsfieber in Bergbau und Eisenindustrie zurückhaltend gegenüberstand. Sein Nachfolger, Wilhelm von Born, ein Bankier, gehörte dagegen zu den wagemutigen industriellen Investoren der damaligen Zeit. Er war an zahlreichen Gründungen schwerindustrieller Unternehmen beteiligt. Die bedeutendste Transaktion, bei der er mitgewirkt hat, war die Gründung der Dortmunder Union. Der spätere Zusammenbruch seines Bankunternehmens hat der Tätigkeit dieses begabten Mannes leider ein trauriges und wenig rühmliches Ende gesetzt. Joseph Massenez, der im Jahre 1887 das Präsidium der Kammer übernahm, war Techniker. Er leitete den Hörder Verein, sein Name ist mit der Einführung und Weiterentwicklung des Thomas-Verfahrens eng verknüpft. Er war ein bedeutender Fachmann auf dem Gebiet der Eisenhüttenkunde. Ihm folgte Julius Brand, ein vielseitig interessierter Mann,



► Die Porträts aller Präsidenten sind im Sitzungszimmer der Kammer vereint. Hier sehen wir von links nach rechts: Hermann Brauns (Präsident von 1892 bis 1905), Friedrich Wilhelm Engel vom Hoesch-Vorstand (1953 bis 1955), Eduard Beckhäuser (1948 bis 1953), Eduard Kleine (1905 bis 1914) und Heinrich Jucho (1924 bis 1932)

der sich kaufmännisch in der Eisenindustrie, im Bergbau, im Bankwesen und besonders erfolgreich in der Ziegelindustrie betätigt hat. Präsident der Kammer war er nur zwei Jahre. In die Amtszeit von Hermann Brauns von der Dortmunder Union, seinem Nachfolger, fiel die Eröffnung des Dortmund-Ems-Kanals. Er hatte sich für den Bau dieses Schifffahrtsweges stark eingesetzt und die Initiative zur Gründung des Dortmunder Binnenschiffahrtsunternehmens ergriffen, das sich später zu der bedeutendsten deutschen Kanalreederei entwickelt hat. Eduard Kleine, der nächste Präsident, stand an führender Stelle im Ruhrbergbau. Er war ein Organisator bedeutenden Formats, der bei den Vorarbeiten zur Gründung des Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikats eine wichtige Rolle gespielt hat. Seine Amtszeit reichte bis kurz vor den ersten Weltkrieg. Ihm folgte sein Sohn Eugen Kleine, ebenfalls aus dem Bergbau. Er hat die Kammer mit sicherer Hand über die Kriegs- und Inflationsjahre hinweggeführt. Sein Nachfolger war Heinrich Jucho, ein Mann des Stahl- und Eisenbaues, dem das Verdienst zukommt, 1930 das architektonisch vorbildliche neue Gebäude der Kammer an der Märkischen Straße errichtet zu haben. Seine Amtszeit umfaßte die wirtschaftlich wechselvolle Periode nach der ersten Inflation, die in die schwere Weltwirtschaftskrise einmündete. Er starb 1932. Nach ihm übernahm ein Großhändler das Amt, Gustav Wiskott, ein bedeutender Anreger auf dem Gebiet des kaufmännischen Bildungswesens, Gründer der Westfälischen Kauf-

mannsgilde. Er repräsentierte für viele den Typ des „königlichen Kaufmanns“. Unter ihm erfolgte 1933 der erste Zusammenstoß der Kammer mit dem Nationalsozialismus, der Wiskotts Amtszeit beendete. Die folgenden Jahre bis zum Ende des zweiten Weltkrieges sind durch einen raschen Wechsel des Präsidentenamtes gekennzeichnet. Hier die Namen: Bruno Schüler, Martin Müller, Walter Borbet (Bochum), Ernst Buskühl, Otto Make (Bochum), Franz Ortner und, mit vierjähriger Amtsdauer einer der markantesten Vertreter unter den Dortmunder Unternehmern der vorigen Generation, Moritz Klönne.

Willy Ochel – seit acht Jahren Kammerpräsident

Nach dem Zusammenbruch im Jahre 1945 wurde ein Präsidium von der britischen Besatzungsmacht eingesetzt, an dessen Spitze einige Monate Carl Lipp – Vorstandsmitglied der Hoesch Werke von 1937 bis 1945 – stand. Schon bald wurde er von Friedrich Stiegler, dem Generaldirektor der VEW, abgelöst, der als geschäftsführender Präsident während der ersten, härtesten Nachkriegsjahre die oberste Verantwortung für die Kammertätigkeit trug. Eine Vollversammlung gab es damals noch nicht wieder. Unter Stiegler ist auch mit dem Wiederaufbau des fast völlig zerstörten Kammergebäudes in seiner alten Form begonnen worden.

Der erste Präsident der Nachkriegszeit, der



▲ Seit nunmehr acht Jahren ist Dr.-Ing. E.h. Willy Ochel Präsident der Dortmunder Industrie- und Handelskammer

durch die neue Vollversammlung 1947 gewählt wurde, war kurze Zeit der Großhändler Walter Frese. Ihm folgte im Jahre 1948 Eduard Beckhäuser, damals Leiter der Dortmund-Hörder Hüttenverein AG. Er hat in vorbildlicher Weise an die alte Kammertradition angeknüpft. Sein Pflichtbewußtsein, seine spartanische Einfachheit und seine sachlichen Fähigkeiten haben



▲ Wilhelm Overbeck war der erste Präsident der Dortmunder Kammer, er leitete sie von 1864 bis 1876



ihm und der Kammer hohes Ansehen verschafft. In seiner Amtszeit wurde beschlossen, im Zentrum des zerstörten Dortmund, auf dem Gelände der Gesellschaft Casino, ein neues großstädtisches Hotel zu errichten; es entstand der „Römische Kaiser“, der im Jahre 1956 eröffnet wurde. Nach Beckhäuser war Friedrich Wilhelm Engel – Vorstandsmitglied der Hoesch Werke von 1942 bis 1955 – bis zu seinem frühen Tod im Jahre 1955 Präsident der Kammer. Sein Nachfolger wurde Willy Ochel, der Vorsitz der Vorstandes der Hoesch AG, der bis heute acht Jahre lang das Amt des Präsidenten verwaltet. Mit seiner Aktivität, mit seinem Ideenreichtum und mit der Eigenart seiner Persönlichkeit hat er viele seiner Vorgänger übertroffen. Überall hat er Freunde gewonnen und der Kammer weit über ihre Grenzen hinaus Ansehen verschafft. Er ist der erste Dortmunder Kammerpräsident, der in den Vorstand des Deutschen Industrie- und Handelstages, des zentralen Zusammenschlusses der deutschen Industrie- und Handelskammern, gewählt worden ist.

„... das Gesamtinteresse ihres Bezirkes wahrnehmen ...“

Die allgemeine Aufgabe der Industrie- und Handelskammern, so wie sie von den Anfängen des Kammerwesens her überliefert ist und wie sie auch im heutigen Bundeskammergesetz verankert ist, besteht darin, „das Gesamtinteresse der ihnen zugehörigen Gewerbetreibenden ihres Bezirkes wahrzunehmen, für die Förderung der gewerblichen Wirtschaft zu wirken und dabei die wirtschaftlichen Interessen einzelner Gewerbebezirke oder Betriebe abwägend und ausgleichend zu berücksichtigen; dabei ist es ihre Aufgabe, durch Vorschläge, Gutachten und Berichte die Behörden zu unterstützen und zu beraten sowie für Wahrung von Anstand und Sitte des ehrbaren Kaufmanns zu wirken“. Der Präsident einer Kammer ist stets der Verantwortliche dafür, daß diese Linie innegehalten wird. Darauf beruht der besondere rechtliche Status, der die Kammern in ihrem Bestand sichert. Es kann hier nicht im einzelnen aufgeführt werden, was unsere Kammer in den hundert Jahren ihres Bestehens geleistet hat. Im Kern beruht die Wirkung der Kammertätigkeit darauf, daß sie Maßnahmen ergreift und fördert, die sich auf Handel und Verkehr ihres Bezirkes günstig auswirken, und zwar ganz allgemein, ohne daß der eine oder andere Zweig einen besonderen Nutzen davon hat. Die Struktur eines Gebietes zu verbessern, die Rechtssicherheit im Geschäftsverkehr zu fördern, Einfluß auf die kaufmännische Moral zu nehmen, bei der Berufsausbildung mitzuwirken – all dies sind Aufgaben, die zum Wesen der Kammertätigkeit gehören. Natürlich besteht immer die Gefahr, daß sich auch in einer Kammer gelegentlich Sonderinteressen bemerkbar machen. Es ist die besondere Funktion des Präsidenten, darauf zu achten, daß sie sich nicht durchsetzen. Er muß ein über den Sonderinteressen stehender, weitblickender Mann sein, auch mit einer gewissen Härte, da er es nicht allen recht machen kann. Sehen wir auf die lange Reihe der Präsidenten der Kammer Dortmund zurück, so darf man wohl feststellen, daß viele unter ihnen waren, die der Idee der Kammer in vorbildlicher Weise gerecht geworden sind.

DANK AN HELMUT TURCK



Das Vertrauen der Hagener Stadtverordneten berief Helmut Turck zum 1. April 1963 in die Geschäftsleitung der neugegründeten Versorgungs- und Verkehrsbetriebsgesellschaft in Hagen. Aus diesem Grunde mußte Helmut Turck seine Tätigkeit als Betriebsratsvorsitzender der Schmiedag AG in Hagen, als Vorsitzender des Gemeinschaftsausschusses der Betriebsräte aller Hoesch-Werke ebenso aufgeben, wie auch das Amt des Oberbürgermeisters von Hagen. WERK UND WIR hat sich aus diesem Anlaß mit Helmut Turck unterhalten:

Es war ein Arbeitstag wie jeder andere, als wir an einem März morgen mit Helmut Turck durch die Werkshallen der Schmiedag AG in Hagen gingen. Immer wieder grüßten die Arbeitskollegen ihren Betriebsratsvorsitzenden. Viele sagten „Morgen, Helmut!“ Und wir merkten dabei auch, daß es Helmut Turck an diesem Tage und sicher auch heute nicht leicht ums Herz ist; denn hier in Hagen, wo er auch geboren ist, und hier in diesem Werk kennt er jeden, kennt und schätzt ihn jeder, manche aus einer nun fast dreißigjährigen Zusammenarbeit; denn nach langer Arbeitslosigkeit fand Helmut Turck hier im Dezember 1933 wieder einen neuen beruflichen Anfang als Werkzeugschlosser, bis er Vorarbeiter in der Werkzeugmacherei wurde.

„Hier hatten wir während des Krieges täglich zwölf Stunden in Wechselschicht zu arbeiten, bis am 28. Februar 1945 unser Betrieb zerstört wurde. Als die Amerikaner am 1. April Hagen besetzten, war die Innenstadt zertrümmert. Wir fingen mit dem Aufräumen der Straßen an und nahmen bei offenen Dächern die Produktion wieder auf bis zur großen Massenentlassung im November 1945“, sagte Helmut Turck und erinnerte dann an die Zeiten des Wiederaufbaues, als er die ersten Lehrlinge der Nachkriegszeit betreute, Vorsitzender des Betriebsrates der Schmiedag wurde und sich auf der Akademie der Arbeit in Frankfurt das Rüstzeug für die mannigfachen Aufgaben der Zukunft holte. Schon 1946 nahm er Verbindung zu den Arbeitskollegen auf, die früher im Hoesch-Konzern tätig waren, bildete und organisierte für seinen Bereich den Achterausschuß der Betriebsräte aller Hoesch-Werke, zu dem nach der Entflechtung 1947 die Westfalenhütte und der Bergbau nicht mehr gehörten; denn dieser Achterausschuß war der Vorläufer des heutigen Gemeinschaftsausschusses, der 1952 nach der Neuordnung des Hoesch-Konzerns, nicht zuletzt dank seiner Initiative, im Einvernehmen mit dem Hoesch-Vorstand die Tradition des Achterausschusses fortsetzte.

Später, nach einem Rundgang durch die Werkshalle der Schmiedag AG, bekannte Helmut Turck: „Mein Abschieden bei Hoesch und mein Abschied von so vielen Arbeitskollegen und Freunden fallen mir nicht leicht. Es war ein schwerer Entschluß, die mir so vertraut gewordene Umgebung hier im Hagener Werk und die Arbeit im Gemeinschaftsausschuß sowie mit den Direktorien und mit dem Vorstand in Dortmund künftig aufzugeben. Aber die neue Aufgabe als Geschäftsführer bei der Dachgesellschaft der Hagener Stadtwerke und Straßenbahn erschien mir ein dankbares Arbeitsfeld, weil ich hier all das verwerten kann, was ich bei Hoesch gelernt und all die Jahre hindurch praktisch getan habe; denn ich werde in meiner neuen Stellung vor allem für das Personal- und Sozialwesen verantwortlich sein.“

Wir kamen dann auf den reichen Arbeitstag Helmut Turcks zu sprechen, der um 6.30 Uhr begann und bis 22.00 Uhr oder auch bis noch viel später dauerte; denn dem gebürtigen Hagener war auch sein Amt als Oberbürgermeister, das er seit dem 12. November 1956 ausübte, eine Herzenssache. So fand man ihn denn in den späteren Nachmittags- oder Abendstunden abwechselnd auf Hoesch-Sitzungen oder im Hagener Rathaus, wo er als Oberbürgermeister besonders an Sonntagen stets das „Prinzip der offenen Tür“ für die Bevölkerung pflegte, für jeden zu sprechen war und Sorgen und Nöte dort lindern half, wo es nur irgend ging. Konferenzen und Empfänge, die Teilnahme an Veranstaltungen der verschiedensten Art gehörten zum überlangen Arbeitstag Helmut Turcks. Dreimal hat WERK UND WIR in den letzten Jahren über Helmut Turck berichten und ihm gratulieren können: 1956 zu seiner Wahl zum Hagener Oberbürgermeister, 1958 zum 50. Geburtstag und im Januar-Heft 1959 anlässlich seiner 25jährigen Zugehörigkeit zur Schmiedag. Damals hat der Vorstand der Hoesch AG beim Glückwunsch gesagt: „Wir nehmen die Gelegenheit zum Anlaß, Ihnen zu versichern, daß wir mit Ihnen als Sprecher der Betriebsräte vertrauensvoll zusammenarbeiten. Stets haben Sie die von Ihnen zu vertretenden Anliegen zwar mit Entschiedenheit, aber ebenso mit großer Sachlichkeit sowie voller Verständnis für die uns gegebenen Möglichkeiten und für die für uns bestehenden Notwendigkeiten vertreten. Ihre Kollegen haben in Ihnen einen ausgezeichneten Anwalt ihrer Angelegenheiten und wir einen fairen Verhandlungspartner. Das Miteinander zu verbinden, ist sicherlich manches Mal nicht ganz einfach.“

Und damit war damals und ist auch heute Helmut Turcks klare und natürliche Wesensart gut charakterisiert, die entschiedenes Vorgehen mit toleranter Haltung und menschlicher Herzenswärme in Einklang zu bringen verstand, die sich höheren Belangen von Vernunft und Einsicht nicht verschloß und andererseits doch so viel für die Betriebskollegen durchzusetzen wußte.

Daß Helmut Turck seine vielen und so verschiedenartigen Aufgaben glücklich und erfolgreich zu lösen verstand, hatte seinen Ursprung in dem Idealismus, mit dem er allen Dingen des Tagesgeschehens gegenüberstand. Sein freundlich menschlicher Wesenszug, seine Aufgeschlossenheit allen Tagesfragen gegenüber, seine Sachlichkeit, mit der er alle diese Aufgaben zu bewältigen wußte, und sein waches Interesse für alle Bildungsfragen kennzeichneten ihn für alle, die mit Helmut Turck zusammenarbeiteten.

Wir sprachen schließlich über Erfolge und Kennzeichen seiner bisherigen Arbeit. Dazu nannte uns Helmut Turck in erster Linie die Praktizierung der qualifizierten Mitbestimmung und sodann die Hoesch-Betriebsvereinbarungen über das Weihnachtsgeld und über die Jahresabschlußvergütung, über die Pensionsordnung und über das Urlaubssparen. An diesen sozialen Einrichtungen und sozialpolitischen Maßnahmen hat Helmut Turck mitgewirkt und zu ihrem guten Gelingen beigetragen. Seine Tätigkeit als Aufsichtsratsmitglied der Schmiedag, der Hoesch-Wohnungsbaugesellschaft „Westfalia“ und der Elektrizitätsgesellschaft „Mark“ kamen hinzu. Auch als Vorstandsmitglied der Hagener Gemeinnützigen Wohnungsbaugesellschaft konnte er seine besonderen Kenntnisse der Wohnungsbauprobleme auf kommunaler Ebene glücklich und erfolgreich verwerten. Bei der Neugründung der Gewerkschaften im Hagener Raum war Helmut Turck nach 1945 besonders aktiv.

Als wir uns von Helmut Turck verabschiedeten, gratulierten wir ihm zu seiner neuen Aufgabe, die er als Hagener für Hagener übernommen hat. Wir versicherten ihm zugleich, daß ihm seine Freunde bei Hoesch bleiben. Und zu seinen Freunden gehören Arbeitskollegen und Vorstandsmitglieder zugleich. Das kennzeichnet und ehrt ihn gleichermaßen.

Auf viele Jahre weiteren glücklichen Schaffens in guter Gesundheit, lieber Helmut Turck. Das sagten wir Ihnen von uns allen! Auch nach Ihrem Abschied bleiben Sie uns verbunden, weil in unserer Erinnerung die vielen Jahre einer Zusammenarbeit weiterleben, die offen, ehrlich, vertrauensvoll und herzlich war.

◀ Blick in die Halle der Dortmunder Industrie- und Handelskammer, in der das Westfälische Wirtschaftsarchiv und das Stahlmuseum Dortmund eine ständige Ausstellung unterhalten



BILD DES MONATS

Fischerboote im Hafen Procida. Für diese malerische Gegenlichtaufnahme, die im Golf von Neapel aufgenommen wurde, erhielt Josef Graben, Prokurist des Hoesch Eisenhandels, Dortmund, in unserem Steckenpferdturnier 1962 einen dritten Preis.

EISENBAHN UNTER TAGE

Eine Übersicht über die Hauptstreckenförderung der Hoesch-Schachtanlagen

Wer ist Berta? Wer Anna, Dora oder Gerda? Die Namen stehen auf ehrwürdigen Bronzeschildern, und die Schilder werden von Unter-Tage-Lokomotiven unserer Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur seit 35 Jahren durch die Hauptstrecken getragen. Seit damals besteht nämlich auf Fürst Leopold die Sitte, Lokomotiven mit Namen zu benennen – immer denselben Namen übrigens, denn muß eine alte Lok ausrangiert werden, schraubt der Lokführer ihr Namensschild ab und befestigt es an der neuen Lok. So berühren sich Tradition und Fortschritt auch bei der Eisenbahn unter Tage. Wobei allerdings gleich festgestellt werden muß, daß der Bergmann die Nase rümpft, wenn von „Eisenbahn unter Tage“ die Rede ist. Sein Sprachgebrauch kennt unter Tage keine Eisenbahn, sondern nur eine – „Hauptstreckenförderung“.

Kohle, Holz, Baustoffe, Maschinen, Berge

Um ganz klar zu sehen, was unter dem sachlichen Wort „Hauptstreckenförderung“ zu verstehen ist, müssen wir uns zunächst erinnern, daß sich der Abbau der Kohle im Unter-Tage-Betrieb jeder Schachtanlage über das gesamte Grubenfeld, also von den Schächten aus, die sich meistens inmitten des Grubenfeldes befinden, bis zu dessen Grenzen erstreckt. Die oft sehr weiten Entfernungen von den Abbau-betrieben bis zu den Schächten zu überbrück-

ken, ist die Aufgabe der Hauptstreckenförderung. Denn in den Verbindungsstrecken vom Schacht bis zu den Abteilungen muß all das transportiert werden, was die einzelnen Betriebspunkte im Abbau gewinnen – wie die Kohle – oder in der Aus- und Vorrichtung und zum Versatz brauchen – wie Holz, Baustoffe, Maschinen und Berge. Die Hauptstreckenförderung ist also nichts anderes als ein Eisenbahnbetrieb unter erschwerten Bedingungen, da nur bei künstlicher Beleuchtung gearbeitet werden kann, da die Bewegungsfreiheit durch schmale Strecken eingeengt ist, und da stets auf Schlagwettergefahr geachtet werden muß.

Unter Tage von Dortmund nach Bonn

Weil sich diese geologisch bedingten Verhältnisse von Zeche zu Zeche unterscheiden, kommt jede unserer fünf Schachtanlagen bei dem Bestreben, die vielfältigen Aufgaben des Unter-Tage-Transportes so reibungslos und rationell wie möglich zu lösen, naturnotwendig zu anderen Ergebnissen. So ist beispielsweise das Schienennetz auf unseren Schachtanlagen zwischen 21 – bei Radbod – und 51 Kilometer lang – bei Kaiserstuhl. Diese Unterschiede ergeben sich, weil die Abbaubetriebspunkte verschieden weit vom Schacht entfernt sind, und weil ihre Zahl unterschiedlich hoch ist. Radbod versorgt, um bei unserem Beispiel zu bleiben, nur acht Betriebspunkte, Kaiserstuhl hingegen 18, die außerdem weiter voneinander entfernt sind, da Kaiserstuhl ja früher aus zwei Schachtanlagen bestanden hat.

Ähnlich unterschiedlich ist die Zahl der Lokomotiven, die auf den einzelnen Schachtanlagen notwendig sind: die meisten, nämlich 47, sind auf Emil-Emscher eingesetzt, während Fürst

▲ Wegen der größeren Teufe und höheren Schlagwettergefahr werden auf Radbod nur Hochdruckloks verwendet, wie sie Eduard Peter als einer der 251 Hoesch-Unter-Tage-Lokomotivführer fährt

▼ Dieser von Hans Garrott gesteuerte Senkschauellader ist ebenfalls auf Radbod eingesetzt. Mit ihm werden die durch den Gebirgsdruck „verpreßten“ Strecken von Zeit zu Zeit durchgeseinkt



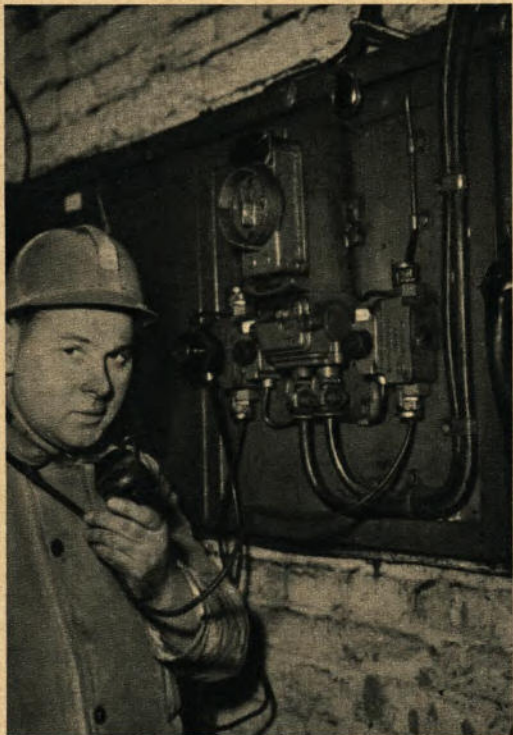


Leopold-Baldur mit 23 auskommt. Insgesamt laufen auf den 153 Schienenkilometern im Hoesch-Bergbau – auf einer Strecke also, die der Entfernung Dortmund-Bonn entspricht – 170 Lokomotiven. Sie unterteilen sich in 16 Diesel-, 33 Fahrdraht-, 45 Akkumulator- und 76 Hochdrucklokomotiven. Weshalb diese Typenvielfalt notwendig ist, soll ein Blick auf die einzelnen Schachtanlagen beantworten.

Fünf Schachtanlagen – vier Loktypen

Fangen wir mit Emil-Emscher an, einer Schachtanlage, die drei Fördersohlen besitzt. Eine dieser Sohlen ist die „Abwettersohle“, das heißt, die Sohle, über die unter Umständen mit Grubengas vermengte Luftströme zum Auszieh-

▼ Auf Fürst Leopold sind alle Lokomotiven mit Funkgeräten ausgerüstet. So kann Förderaufseher Hans Siebehenz die gesamte Hauptstreckenförderung von seinem zentralen Standort aus über Funkspruch lenken



schacht ziehen. Funken verursachende Fahrdrachtlöks dürfen deshalb hier – im Gegensatz zur Wettereinziehsohle, wo sie bis auf den Abbauschutzbezirk unbedenklich fahren können – nicht eingesetzt werden. Auf Emil-Emscher werden deshalb auf der Abwettersohle und auch auf der im Aufbau begriffenen dritten Fördersohle mit Preßluft angetriebene Hochdrucklöks benutzt – dies auch schon deshalb, weil Emil-Emscher ein vollständig eingerichtetes Hochdruckluftrohrleitungsnetz besitzt. Auf Fritz-Heinrich nimmt es zunächst Wunder, daß auf nur zwei Fördersohlen drei Lokomotivtypen laufen. Die Erklärung dafür ist einfach: Auf der Abwettersohle werden wie bei Emil-Emscher Hochdrucklöks verwendet. Hinzu kommen drei Diesellöks, die beim Erwerb von Wilhelmine-Victoria übernommen wurden. Diesellöks dürfen übrigens auf der Abwettersohle fahren, weil durch die besondere Bauart der Motoren und Auspufftöpfe keine Explo-

◀ 153 Kilometer lang ist das Unter-Tage-Schienenennetz unserer fünf Schachtanlagen. 170 Unter-Tage-Lokomotiven ziehen die Kohle von den Abbaubetriebspunkten zum Schacht und nehmen auf dem Rückweg Holz, Maschinen und Baustoffe mit. Unser Bild zeigt zwei Akkumulatorlöks der Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur, gesteuert von Hans Fidorra und Egon Pusing

sionsgefahr besteht. Wegen des fehlenden Hochdruckleitungsnetzes auf Wilhelmine-Victoria werden auf der zweiten Fördersohle vor allem Akkumulatorlöks verwendet, die – obwohl durch Elektromotoren angetrieben – einen in sich geschlossenen Stromkreislauf besitzen und deshalb längst nicht so vielen sicherheitlichen Vorschriften wie die Fahrdrachtlöks unterliegen.

Auf Fürst Leopold-Baldur ist das Bild schon seit Jahren sehr einheitlich, denn auf drei Fördersohlen sind nur sechs Abbaubetriebspunkte zu versorgen. Die gesamte Hauptstreckenförderung kann und wird deshalb sehr straff von einer Zentrale aus über Lokfunk gelenkt. Überall dort, wo die Bergbehörde den Fahrdrachtlökomotivbetrieb erlaubt, werden Fahrdrachtlöks verwendet, wo dies nicht gestattet ist, fahren Akkulöks.

Vier Fördersohlen besitzt die Schachtanlage Kaiserstuhl. Auf den beiden oberen – den Abwettersohlen – sind Diesellöks eingesetzt,

während auf den unteren Fahrdracht- und Akkumulatorlokomotiven laufen. Die Hauptstreckenförderung der Schachtanlage Radbod ist ebenso straff ausgerichtet wie die von Fürst Leopold. Trotz der vier Fördersohlen sind überall nur Hochdrucklöks im Einsatz. Die Wahl dieser Lokomotivart ist durch die große Teufe bestimmt, deren hohe Temperatur von der kalten Auspuffluft der Hochdrucklöks günstig beeinflusst wird.

Großraumwagen helfen sparen

Soweit die Übersicht über Art und Einsatz der verschiedenen Loktypen, die wir mit einem Blick auf die Förderwagen selbst abschließen wollen. Selbstverständlich wird die Zugkraft der

▼ Immer mehr Weichen werden neuerdings durch Elektromotoren verstellt: sie reagieren viel schneller als die durch Preßluft bewegten Weichen



Die Zahl der Sohlen und die Entfernung der Abbaubetriebspunkte vom Schacht bestimmen die Länge des Schienennetzes

Schachtanlage	Gesamte Schienen- netzlänge der Hauptförderstrecken in Kilometern	Teufe der Sohlen in Metern	Anzahl der Sohlen	Zahl der Abbaube- triebspunkte
Emil-Emscher	24	432 bis 866	3	21
Fritz-Heinrich	27	665 bis 925	2	13
Fürst Leopold-Baldur	30	646 bis 872	3	6
Kaiserstuhl	51	298 bis 933	4	18
Radbod	21	790 bis 1090	4	8
Hoesch AG Bergbau	153	—	—	66

Welche Lokomotivtypen sind auf unseren Schachtanlagen eingesetzt?

Schachtanlage	Diesel- lokomotiven	Hochdruck- luftlokomoti- ven	Fahrdracht- Elektro- Lokomotiven	Akkumulator- lokomotiven	Summe der Lokomotiven
Emil-Emscher	—	30	17	—	47
Fritz-Heinrich	3	19	—	6	28
Fürst Leopold-Baldur	—	—	8	15	23
Kaiserstuhl	13	—	8	24	45
Radbod	—	27	—	—	27
Hoesch AG Bergbau	16	76	33	45	170



▲ Allein auf Kaiserstuhl sind von den sechzehn Dieselloks, die im Hoesch-Bergbau laufen, dreizehn eingesetzt. Gerd Bergschulte fährt diese Diesellok, die siebzig mit Kohlen beladene Förderwagen schleppen kann

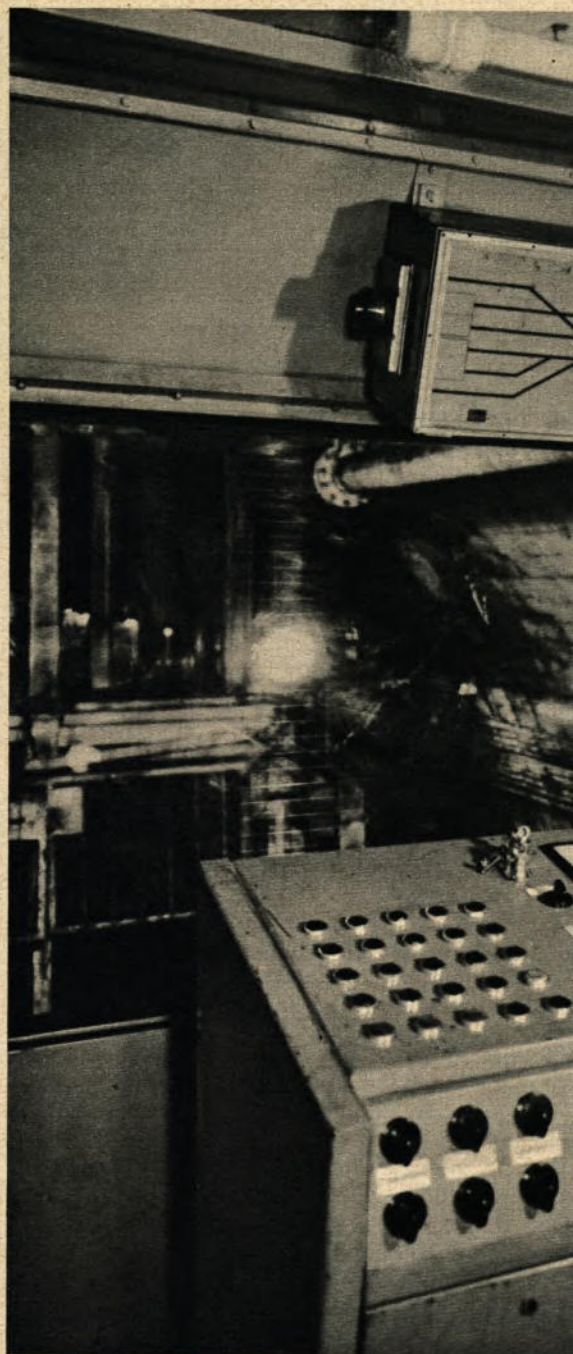
Loks um so besser ausgenutzt, je höher die Nutzlast im Vergleich zur Totlast – dem Eigengewicht der Förderwagen – ist. Das bedeutet, daß Großraumwagen mit 3000 Liter Fassungsvermögen wirtschaftlicher sind als die früher benutzten 900- und 1200-Liter-Wagen. Freilich können Großraumwagen nicht überall und sofort eingeführt werden, da sie ihrer größeren Länge wegen auf flachere Kurven angewiesen sind. Auf Fritz-Heinrich und auf Radbod – wo diese Vorbedingungen erfüllt sind – laufen schon jetzt viele Großraumwagen, und auch auf Emil-Emscher und Kaiserstuhl sind bereits auf den geradlinigen Strecken Seitenentleerer mit einem Rauminhalt von 2700 Litern eingesetzt. Das Schienennetz unter Tage ist so ähnlich wie das der bundeseigenen Eisenbahn beschaffen und verlegt, wenn auch die Spurweiten schmäler und die Schienen leichter sind. Heute schwanken die Spurweiten auf unseren Schachtanlagen zwischen 530 und 600 Millimeter, künftig werden sie einheitlich auf 600 Millimeter ausgerichtet.

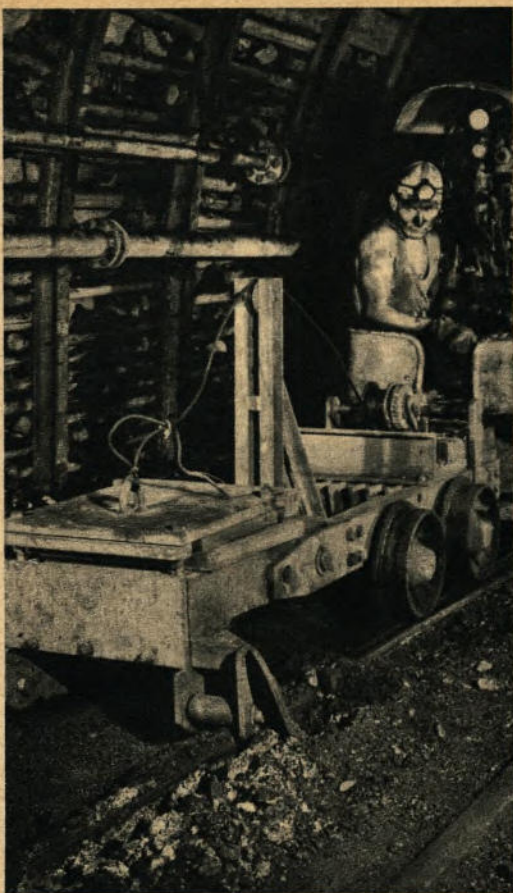
Vom Weichensteller zum Gleisbildstellwerk

Schon das Bestreben zur einheitlichen Ausrüstung wie der wachsende Anteil an Großraumwagen bestätigen, daß auch im Fahrbetrieb unter Tage Rationalisierung und Mechanisierung groß geschrieben werden. Seinen

anschaulichsten Ausdruck findet dieses Bemühen aber in der stetig verbesserten Steuerungstechnik. Mußten die Züge ursprünglich bei den Weichen und Wettertüren anhalten, wenn nicht Weichensteller oder Türöffner dem Lokführer diese Arbeit abnahmen, ging man später dazu über, die Wettertüren und Weichen durch Preßluftzylinder öffnen zu lassen, die über Tast- und Druckschalter von der langsam fahrenden Lok aus betätigt wurden.

Neuerdings werden die Preßluftanlagen durch Elektromotoren ersetzt, weil elektrisch gesteuerte Weichen und Türen sehr viel schneller reagieren. Auf Fürst Leopold werden bereits die stark benutzten Weichen in Füllortnähe ohne Ausnahme elektronisch verstellt. In einer weiteren Ausbaustufe sollen die Weichen auf dieser Schachtanlage von einem zentralen Gleisbildstellwerk gesteuert werden. Schon jetzt sind auf Fürst Leopold die Lokomotiven





◀ Auf Emil-Emscher ist dieser Schienenräumpfzug entwickelt worden, mit dem Horst Süßmann die Gleise von herabgefallenen Kohlen oder Bergen säubert

mit Funkgeräten ausgerüstet: ähnlich wie bei Taxibetrieben hören hier alle Lokführer die für einen von ihnen bestimmte Durchsage. Auf Fritz-Heinrich überlegt man die Möglichkeit, die Weichen vom Lokführer selbst stellen zu lassen, indem er während der Fahrt auf einen Knopf im Führerstand der Lok drückt; umgekehrt könnte der Einbau der dafür notwendigen „magnetischen Geber“ auch automatisch eine Lok zum Stehen bringen, wenn der Lokführer ein Haltesignal überfährt.

Die vorläufig letzte Stufe in der Entwicklung zentraler Steueranlagen aber sind die Gleisbildstellwerke, bei denen der Standort der einzelnen Züge auf dem Gleisbild sichtbar wird und bei denen mit Hilfe ferngesteuerter Weichen und Signale für jeden Zug freie Fahrstraßen geschaffen werden. In WERK UND WIR, Heft 8/1961, haben wir das Gleisbildstellwerk auf der 8. Sohle von Fritz-Heinrich beschrie-

den. Zu diesen Arbeiten gehört das regelmäßige Reinigen der durch herabgefallene Kohle oder Berge verschmutzten Gleise und Strecken, eine Arbeit, für die auf Emil-Emscher eigens ein Schienenräumpfzug entwickelt wurde, der viel Zeit und Mühe spart (siehe WERK UND WIR Heft 7/1960).

Die zweite regelmäßig zu verrichtende Nebenarbeit verursacht der Druck des lebendigen Gebirges, der das Liegende unter den Schienen mit der Zeit hochhebt und „verpreßt“, so daß die Förderstrecken von Zeit zu Zeit „durchgesenkt“ werden müssen. Auf Radbod ist kürzlich ein für diesen Zweck ausgerüsteter Senkschaufellader in Betrieb genommen worden, mit dessen Hilfe die Leistung gegenüber der früheren Handarbeit verdoppelt werden konnte. Auch hier – bei den sogenannten Nebenarbeiten – ist der technische Fortschritt eingezogen, der jede der vielfältigen Arbeiten –



▲ Die letzte Stufe in der Entwicklung zentraler Steueranlagen sind die Gleisbildstellwerke. Eines ist auf Fritz-Heinrich bereits seit zwei Jahren in Betrieb (oben), ein zweites wird jetzt auf Emil-Emscher eingerichtet. Zu ihm gehört auch diese Stellwerkskanzel am Schacht, von der aus die Förderkörbe automatisch „beschießt“ werden. Theo Mosters überprüft die Anlage

ben. Ein ähnliches Stellwerk ist augenblicklich auf Emil-Emscher im Bau.

Neue Maschinen zum Reinigen und Durchsenken

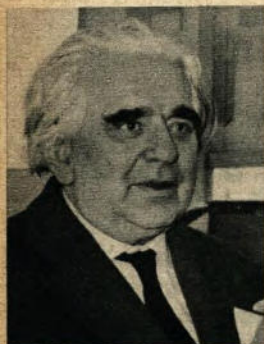
Doch all diese neuen Steueranlagen würden bald hilflos versagen, wenn nicht auch die ständig wiederkehrenden Nebenarbeiten des Fahrbetriebs peinlich genau ausgeführt wür-

wie unser Bericht andeutet – im Fahrbetrieb unter Tage verbessern und erleichtern hilft.

550 Mitarbeiter im Fahrbetrieb unter Tage

Aber wie stürmisch der technische Fortschritt auch immer sein mag – er wäre nichts ohne den Menschen, der ihn lenkt und leitet, in unserem Fall also ohne die 550 Mitarbeiter, die im Hoesch-Bergbau zum Förderbetrieb unter Tage gehören. 251 von ihnen sind als Lokomotivführer, 40 als Förderaufseher und 103 bei den Senkskolonnen beschäftigt. Wie verantwortungsvoll ihre tägliche Arbeit ist, liegt auf der Hand, denn kein Brocken Kohle käme ans Tageslicht, hielten sie nicht auf den Hauptstrecken unserer fünf Schachtanlagen Lokomotiven und Wagen pausenlos in Gang.

Die Ruhrfestspiele 1963



**Otto Burrmeister
gab das Programm
bekannt**

*Zum siebzehnten Male
finden in diesem Jahr, vom
16. Mai bis 16. Juli, die
vom Deutschen Gewerk-
schaftsbund und der Stadt
Recklinghausen veranstal-
teten Ruhrfestspiele statt,
deren Förderer die Bundes-*

*regierung, das Land Nordrhein-Westfalen, der
Landschaftsverband Westfalen-Lippe und der Ver-
ein der „Freunde der Ruhrfestspiele e. V.“ sind.
Der Leiter der Ruhrfestspiele, Otto Burrmeister,
gab im März vor Journalisten der Tageszeitungen
und der Werkzeitschriften im Landtagsgebäude
Düsseldorf das Programm bekannt.*

„Das Ruhrgebiet“ – so stellte Otto Burrmeister am Beginn seiner Programmvorschau fest – „ist als Industrielandschaft von Kohle, Eisen und Stahl weithin ein Begriff geworden. Weniger bekannt ist, daß diese Landschaft auch eine eigene kulturelle Atmosphäre hat und ausstrahlt. Und so werden wir das Programm der Ruhrfestspiele in diesem Jahre weitgehend von kulturellen Kräften Nordrhein-Westfalens gestalten lassen. Unseres Wissens wird damit zum ersten Male versucht, die in allen Bereichen der Kultur unseres Landes Schaffenden vor eine gemeinsame Aufgabe zu stellen. Ambitionen, etwa die Ruhrfestspiele zu einer Theater-Olympiade Nordrhein-Westfalens werden zu lassen, haben wir nicht. Unser Vorhaben wird allein von dem Wunsche bestimmt, auf den Ruhrfestspielen in Recklinghausen zwischen der Kunst und den Arbeitern zu vermitteln. Vielleicht trägt unser Bemühen auch dazu bei, die Vielfalt des kulturellen Schaffens unseres Landes als Einheit aufzuzeigen.“

„Es ist uns auch gelungen, fünf Intendanten unseres Landes ‚unter einen Hut‘ und zu einem Zusammenwirken an einer gemeinsamen Auf-

gabe zu bringen“, fuhr Otto Burrmeister fort und spielte damit auf den Tatbestand an, daß die Bühnen unseres Landes und gerade des Ruhrgebietes leider ihre Programme nicht aufeinander abstimmen, so daß häufig Neuinszenierungen gleicher Werke, sogar in kurzen Zeitabständen hintereinander, bei nahe benachbarten Bühnen erfolgen. „Wir möchten in Recklinghausen charakteristische Leistungen der einzelnen Theater herausstellen und können das in sechs Premieren und einer Eigeninszenierung tun, die zur Eröffnung am 16. Mai 1963 mit Friedrich Schillers ‚Kabale und Liebe‘ vorgesehen ist. Willi Schmidt ist für diese Inszenierung und das Bühnenbild verantwortlich.“

Man mag es bedauern, daß Bühnen wie Dortmund, Gelsenkirchen oder Oberhausen fehlen, aber Otto Burrmeister sprach vom Gedanken der charakteristischen Leistung und meinte da-

▼ Die Städtischen Bühnen Essen zeigen von Paul Claudel „Das Buch von Christoph Columbus“ in der Inszenierung von Jean-Louis Barrault, den unsere Aufnahme bei einer Probe (rechts) zeigt



keiten aus vierzig Privatsammlungen des Rhein-Ruhr-Gebietes zu sehen sein.

Hoesch-Mitarbeiter in der Laienkunstschau

„Es ist immer wieder“, so sagte Thomas Grochowiak, „beglückend festzustellen, daß so viele hart arbeitende Menschen unseres Raumes, Bergleute und Hüttenarbeiter, Handwerker, Techniker und Angestellte, in ihrer Freizeit malen, zeichnen, schnitzen, modellieren und basteln. Die Ruhrfestspielleitung hat, angeregt durch die zahlreichen Ausstellungen in Werken und Betrieben, 25 dieser Laienschaffenden gebeten, ihre Werke in der Laienkunstschau der Ruhrfestspiele 1963 zu zeigen. Unter ihnen werden auch einige Hoesch-Mitarbeiter sein, die in Recklinghausen ihre Werke zeigen. Bernhard Tacke, der stellvertretende Vorsitzende des Deutschen Gewerkschaftsbundes, und Frau Dr. Leonie Reygers, Direktorin des Museums am Ostwall in Dortmund, die auch Mitglied der Jury des Hoesch-Stekkenpferdturniers 1962 war, werden am 24. Mai um 17.00 Uhr die Ausstellung „Laienkunst im Ruhrgebiet“ eröffnen.

Nennen wir noch die Arbeitsgemeinschaften für Malerei und Plastik, in der sich Künstler und Arbeiter begegnen werden, die vielen Veranstaltungen unter dem Titel „Junges Forum 1963“ oder die Arbeitsgemeinschaften und Seminare, dann rundet sich der Kreis zu einer wahrhaft kulturpolitischen Aufgabe, die auch in diesem Jahr wieder von den Ruhrfestspielen erfüllt wird.

Zwei Monate hindurch wird Recklinghausen wieder seine Festspiele haben. Kultusminister Professor Dr. Mikat wird sie eröffnen mit einer Ansprache „Forschung und Lehre“. Die Landesregierung hat unter Ministerpräsident Dr. Meyers für den Eröffnungstag ihre Kabinettssitzung nach Recklinghausen verlegt, einem Beispiel des ehemaligen Ministerpräsidenten Karl Arnold folgend.

Das Europäische Gespräch vom 19. bis 21. Juni wird dieses Mal das Thema „Die Autonomie der Gewerkschaften in einem integrierten Europa“ behandeln und damit einen wichtigen Beitrag für diese aktuelle Frage bringen.

Die Konzerte werden 1963 von der capella coloniensis des Westdeutschen Rundfunks Köln, vom Bochumer Sinfonie-Orchester, vom Westfälischen Sinfonie-Orchester und von der Philharmonia Hungarica bestritten und das Gesamtprogramm würdig abrunden.

Schon jetzt Planung für Festspielhaus

Aus Kreisen der Theaterkritiker gab es nach der Bekanntgabe dieses Programms einige Einwände. Es wurde geltend gemacht, Bühnen des Ruhrgebietes seien nicht repräsentativ genug und die Konzertprogramme, die man den Generalmusikdirektoren überlassen hat, dürften nicht allzu „hausbacken“ und „traditionell“ geraten. Der Festspielleiter Otto Burrmeister konnte überzeugend erwidern, der Gedanke von der Kulturlandschaft Ruhrgebiet sei in dieser Form noch nicht verwirklicht, man dürfe also mit einigen Erwartungen dem Vorhaben entgegensehen und würde sicher nicht enttäuscht. Die Kritiker dürften aber auch die Gewißheit haben, daß die Festspielleitung bereits über 1963 hinaus plane. Noch 1964 sollten Bühnen und Orchester aus den übrigen Bundesländern zu Worte kommen. Zur Einweihung des neuen Festspielhauses im Sommer 1965 beabsichtige man, das Programm international zu gestalten. Dafür verhandele man schon jetzt mit Bühnen, Orchestern und Künstlern in Amerika und in anderen Ländern.

mit jene Bühnen, die immer wieder über das Ruhrgebiet hinauswirken und über das Land hinaus beachtet werden. Das ist ganz besonders beim Schauspielhaus Bochum der Fall, das unter Generalintendant Hans Schallä am 17. Juni Jean Paul Sartres „Kean“ oder „Unordnung und Genie“ bringt. Mit dem Iren Sean O'Casey und seinem Stück „Der Pflug und die Sterne“ werden die Wuppertaler Bühnen vertreten sein (Premiere am 22. Juni), während sich das Düsseldorfer Schauspielhaus in der Inszenierung seines Generalintendanten Karl-Heinz Stroux mit Shakespeares „Heinrich IV.“ beteiligt (Premiere am 2. Juli). Der Beitrag der Städtischen Bühnen Essen besteht aus der schon bekannten, aber weithin stark beachteten Inszenierung von Paul Claudels „Das Buch von Christoph Columbus“, für die der französische Regisseur Jean-Louis Barrault verantwortlich zeichnet (Premiere am 8. Juli). In Rudolf Steinböcks Inszenierung bringen die Bühnen der Stadt Köln das Stück „Der Schatten“ von Jewgeni Schwarz (Premiere am 12. Juli). Der Beitrag Berlins an den Ruhrfestspielen besteht diesmal aus Romain Rollands „Robespierre“-Drama in der Inszenierung der Freien Volksbühne von Erwin Piscator am 27. Juli 1963.

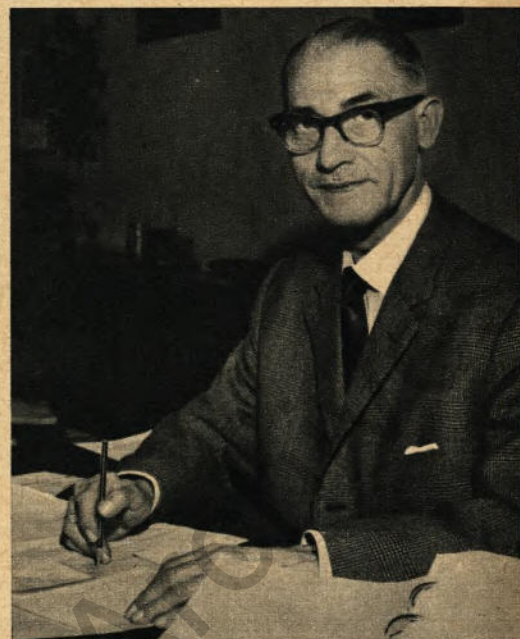
Erkenschwicks Stadthalle wird eröffnet

Erstmals werden in diesem Jahr auch die Landesbühnen vertreten sein, womit nach Otto Burrmeisters Worten „ein lang gehegter Voratz“ verwirklicht wird, nachdrücklich darauf zu verweisen, was diese für das Theaterschaffen unseres Landes bedeuten. So kommt es am Rande der Ruhrfestspiele zu einem Treffen der Landesbühnen, mit dem zugleich die neue Stadthalle in Erkenschwick eröffnet wird. Das Westfälische Landestheater Castrop-Rauxel bringt Thornton Wilders „Heiratsvermittlerin“, das Detmolder Landestheater gibt Lortzings „Waffenschmied“ und das Theater am Niederrhein aus Kleve Samuel Becketts „Warten auf Godot“.

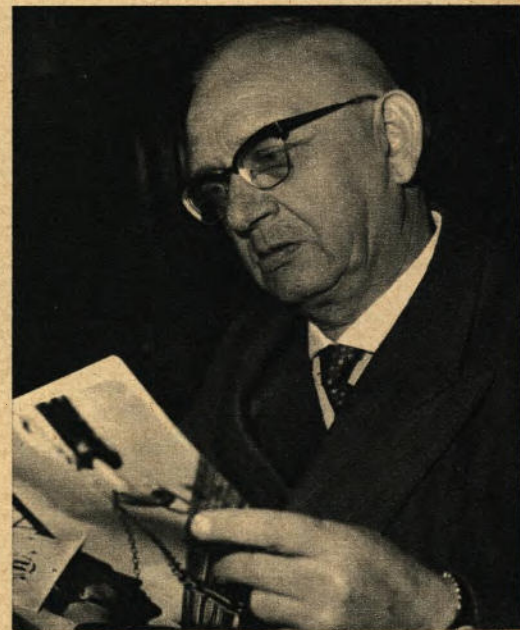
Zwei Ausstellungen

Der Leiter der Kunsthalle Recklinghausen, Thomas Grochowiak, erläuterte das Programm der Kunstausstellungen. „Gesammelt im Ruhrgebiet“ lautet der Titel der diesjährigen Festspielausstellung. Sie wird durch Herrn von der Osten, Generaldirektor der Museen der Stadt Köln, eröffnet und als „Imaginäres Museum Ruhrgebiet“ die Höhepunkte der öffentlichen und privaten Kunstsammeltätigkeit seit Beginn der Industrialisierung enthalten. 25 Museen entsenden die besten ihrer Bilder nach Recklinghausen. Darüber hinaus aber werden in der zwei Monate dauernden Ausstellung Kostbar-

50 JAHRE BEI UNS



Hermann Witte beging am 1. April 1962 sein fünfzigjähriges Arbeitsjubiläum bei der Hoesch AG Westfalenhütte. Er nahm 1913 die kaufmännische Lehre in der Spedition auf und arbeitete danach in der Krankenkasse. 1916 wurde er zum Militär eingezogen, drei Jahre später kehrte er zur Westfalenhütte zurück. Vom 1. Januar 1921 bis zum 23. September 1924 war er im Verkauf beschäftigt. Danach verließ Hermann Witte Dortmund und arbeitete vier Jahre lang in der damaligen Dortmunder Eisenhandlung GmbH. Seit 1928 ist er nun wieder in der Verkaufsabrechnung der Hoesch AG Westfalenhütte tätig, wo er die Gruppe „Gezogene Drähte und Nebenerzeugnisse“ leitet.



Heinrich Ottensmeyer gehörte am 8. April 1962 fünfzig Jahre zu Hoesch. Einen Tag nach seinem vierzehnten Geburtstag begann er die Lehre in der Elektrotechnischen Abteilung des damaligen Eisen- und Stahlwerkes Hoesch. Seiner guten Leistungen wegen wurden ihm neun Monate seiner Lehrzeit „geschenkt“. Von 1917 bis 1918 war Heinrich Ottensmeyer Soldat. Zurückgekehrt, arbeitete er als Elektromonteur und später als schichtführender Obermonteur in unseren Stahlwerken. Bis heute versieht er noch diesen Dienst. Heinrich Ottensmeyer erlebte den Abbruch des alten und den Bau des neuen Thomaswerkes und ist dabei gewesen, als das neue Elektrostahlwerk der Westfalenhütte erbaut wurde.



Paula Modersohn-Beckers „Mädchen mit Lamm“

Für die Osterzeit haben wir das nebenstehend farbig wiedergegebene Gemälde „Mädchen mit Lamm“ ausgewählt, das Paula Modersohn-Becker gemalt hat und im Karl-Ernst-Osthaus-Museum in Hagen zu sehen ist. Paula Modersohn-Beckers künstlerisches Schaffen ist eng verbunden mit der niederdeutschen Künstlerkolonie in Worpswede bei Bremen.

Die 1876 in Dresden geborene Malerin verlebte ihren ersten Aufenthalt als 21-jährige in Worpswede und schrieb damals in ihr Tagebuch: „Die Kanäle mit den schwarzen Spiegelungen, asphalt-schwarz. Der Hammeßfluß mit seinen dunklen Segeln. Es ist ein Wunderland.“

Die Hagerer Kunsthistorikerin Karin B. Fischer vom Karl-Ernst-Osthaus-Museum hat für WERK UND WIR das Lebensbild der Künstlerin beschrieben und das Gemälde „Mädchen mit Lamm“ erklärt.

In der Geschichte der bildenden Kunst ist es nur wenigen Künstlerinnen gelungen, durch ihr Werk einen bleibenden Platz zu erringen. Wohl gab es immer wieder Frauen, die unter den Zeitgenossen Aufsehen erregten, weil sie Pinsel oder Meißel zu handhaben verstanden wie ihre männlichen Künstlerkollegen. Um die Jahrhundertwende wurde die Frau als Malerin oder Bildhauerin eine zwar oft karikierte aber auch gewohnte Erscheinung. Aber auch unter diesen Künstlerinnen sind nur wenige, die die Nachwelt als bedeutende Begabungen anerkennt.

Hierzu gehört unbestritten die Malerin Paula Modersohn-Becker mit der ihr eigenen künstlerischen Kraft und Zielstrebigkeit. 1876 in Dresden geboren, wächst Paula Becker in Bremen auf. Die norddeutsche Landschaft prägt sie ganz und bleibt ihre eigentliche geistige Heimat. Der Wunsch, sich als Malerin auszubilden ist so stark, daß ihr die Eltern erlauben, eine private Kunstschule in Berlin zu besuchen. 1897 kommt sie zum erstenmal nach Worpswede. Das kleine Dorf ist Mittelpunkt einer Kunstbewegung, die man mit „Naturalismus“ umschreibt. In der Nachfolge der Impressionisten und unter dem Eindruck der melancholisch-herben Landschaft arbeiteten hier mehrere bedeutende Künstler: der Landschaftsmaler Otto Modersohn, Fritz Mackensen, der Jugendstilmalers Heinrich Vogeler und die junge Clara Westhoff, die spätere Frau Rilkes. Auch eine Reihe bedeutender Literaten, neben Rilke vor allem die beiden Hauptmanns, ließen sich zeitweilig dort nieder.

Worpswedes Zauber verfallen

Vom ersten Augenblick an dem Zauber Worpswedes verfallen, siedelt Paula Becker nach einiger Zeit ganz nach dorthin über und wird Schülerin von Fritz Mackensen. Unterbrochen wird ihr Aufenthalt nur von wiederholten Rei-

sen nach Paris. 1901 heiratet sie den Maler Otto Modersohn, ohne daß die neue Gemeinschaft ihren künstlerischen Weg beeinflusst. Die Ehe droht an ihrer Selbständigkeit zu scheitern, aber ein Kind, das Paula Modersohn-Becker erwartet, scheint einen neuen Beginn zu bringen. Wenige Tage nach der Geburt ihres Kindes stirbt sie im Jahre 1907 im Alter von nur 31 Jahren.

Das hier wiedergegebene Bild „Mädchen mit Lamm“ gehört zu der großen Reihe von Kinderporträts, die Paula Modersohn-Becker in Worpswede malte. Das Bild ist denkbar einfach in Thema und Gestaltung. Dargestellt ist ein kleines Bauernmädchen, das, vor einer schlichten Staffage von Bäumen stehend, ein Lämmchen auf den Armen trägt. Paula Modersohn-Becker hat unter den Bauern- und Armenhauskindern von Worpswede viele Modelle gehabt, die ihr für Zeichnungen und Bilder gegen ein kleines Entgelt saßen. In ihren Briefen, die sie als eine wunderbare Erzählerin ausweisen, berichtet sie darüber und beschreibt die einzelnen Modelle mit einem ausgeprägten Sinn für Humor.

Sie malte nicht schön, aber wahr

Die Malerin war sich durchaus über die Realistik ihrer Modelle im klaren, denn sie besaß einen oft erschreckend unbestechlichen Blick, der sie auch bisweilen in Gegensatz zu den schwärmerischen Weggenossen unter den Worpswedern gesetzt haben mag. Diese ihre Wahrheitsliebe bestimmt aber ihr ganzes Wesen und ihre Kunst. Es geht ihr niemals darum, schön zu malen, sondern wahr. So gibt sie das kleine Mädchen so wieder, wie es ihr gegenübersteht: ein wenig einfältig, mit grobem Gesicht, fast abstoßend und doch mit der geheimen, rührenden Anmut, die jungen Menschen und Tieren eigen ist.

Eingeengt von dem hellen Stamm links und der schwarzbraunen Silhouette des Baumes rechts steht das Kind ängstlich da, den Blick nicht auf den Betrachter gerichtet, sondern den Kopf verlegen zur Seite gewendet. Die Hände halten das kleine helle Lamm krampfhaft an die Brust gedrückt. Mit den sorgfältig glatt gekämmten Haaren, dem großen nackten Gesicht, der bläulich-roten Hautfarbe ist alles Unvorteilhafte der Erscheinung unbarmherzig wiedergegeben. Die eine hochgezogene Schulter läßt das Kind fast verwachsen erscheinen. Und trotzdem geht von diesem Bild eine eigentümliche Rührung auf den Betrachter über. Das Wesen dieses Kindes im dürtigen braunen Kleidchen wirkt stärker auf ihn als manches andere Kinderporträt, das mit aufwendigem Dekor und anmutigen Haltungen aufwarten könnte.

Typ des bäuerlichen Kindes

Das kleine Mädchen verkörpert den Typus des bäuerlichen Kindes, das in all seiner Einfalt ein

► Das letzte Selbstbildnis einer großen Reihe wurde 1937 im Folkwang-Museum beschlagnahmt und ging in Hamburger Privatbesitz über. Tatiana Ahlers-Hestermann sagte zu diesem Bild: „Schon durch sein breithaftes Format erinnert es an die ägyptischen Mumienporträts. Paula Modersohn-Becker liebte diese dunklen, großäugigen, ganz symmetrisch dargestellten Köpfe sehr“

noch halb tierhaftes, vertrauliches Verhältnis zu seiner Umgebung hat.

Das flockig-weiße Lämmchen erinnert an die Osterzeit und den Frühling. Tatsächlich ist das Bild wohl in der Vorfrühlingszeit entstanden. Paula Modersohn-Becker hat diese Jahreszeit besonders geliebt und den herben Reiz der norddeutschen Landschaft im hellen Licht der ersten Frühlingstage oft gemalt. In dem kleinen Ausschnitt, den unser Bild als Hintergrund zeigt, ist viel vom Ganzen der Landschaft eingefangen: die braun-grünen Töne, der blanke, helle Himmel, die lockeren Baumgruppen. Das Bild ist mit Sicherheit im Freien entstanden, denn die Malerin nutzte jede Gelegenheit, vor der Natur zu malen.

Einfachheit der Mittel

Vom Technischen her gesehen bedeutet das eine bewußte Einfachheit der Mittel. Die Formen sind klar und einfach gehalten, die Farbflächen durch dunkle Umrisse voneinander getrennt. Das Bild ist ohne große Tiefenwirkung. Innerhalb der abgegrenzten Farbzonen aber hat die Malerin mit allen Varianten des Farbauftrages gearbeitet. Die Farbe ist einmal breit aufgetragen (Gesicht), sparsam gemalt (Kleid) oder duftig hingetupft (Fell des Lammes). Dann wieder, und das ist charakteristisch für sie, bearbeitet die Malerin die nasse Farbe mit dem Pinselstiel, um die Oberfläche aufzurauen, als gelte es, das wahre Gesicht der Dinge hervorschauen zu lassen.

Das Bild des Mädchens mit dem Lamm erfordert ein wenig Zeit zum Betrachten, ehe durch die äußere Erscheinung in all ihrer Armseligkeit das Schöne und Wichtige hervortritt, das für Paula Modersohn-Becker auch in diesem Menschenkind verborgen ist.

Karin B. Fischer



Im bevorstehenden Wonnemonat Mai fordert die Finanzverwaltung die Einkommensteuer-Erklärungen an. Auch zahlreiche Arbeitnehmer, die also in der Hauptsache Einkünfte aus nichtselbständiger Arbeit beziehen, müssen sich dieser Aufgabe unterziehen. Sie tun dies teils mit einem nassen, teils mit einem trockenen Auge. Viele haben nur über die Einkommensteuer-Veranlagung die Möglichkeit, Verluste aus anderen Einkunftsarten steuerlich geltend zu machen. Das wäre die angenehme Seite dieses Bemühens. Andere sind gezwungen, sich die Versteuerung von Einnahmen aus anderen Einkunftsarten gefallen zu lassen. Das ist die Kehrseite der Medaille. Zugegeben, die meisten Arbeitnehmer sind auch heute nur lohn- und kirchensteuerpflichtig. Damit sind schon ihre Beziehungen zum Finanzamt erschöpft. Andererseits ist jedoch die Zahl der Arbeitnehmer, welche aus irgendwelchen Gründen zusätzlich eine Einkommensteuer-Erklärung abgeben und damit unter einer bestimmten Steuernummer in die Mühle der Einkommensteuer-Veranlagung geraten, inzwischen so groß geworden, daß eine Unterrichtung über die einschlägigen Bestimmungen geboten erscheint.

Groß: Mir ist heute vom Finanzamt ein Vordruck für die Abgabe einer Einkommensteuererklärung für das Kalenderjahr 1962 ins Haus geschickt worden. Mein Arbeitgeber sorgt schon durch Einhaltung der Lohnsteuer dafür, daß ich steuerlich richtig erfaßt werde. Daher wandert dieser Vordruck wie andere „Drucksachen“ in meinen Papierkorb.

Wie bei den ersten beiden Gesprächen über Steuern im Januar und Februar erscheinen am runden Tisch:

ein versierter Steuerrat, Karl Fiskus, der als 62-jähriger noch seinen Dienst im Interesse des Staatsäckels tut;

ein Oberingenieur aus der Bauindustrie (54), Richard Groß, der als betuchtester in dem kleinen Kreise gilt. Er muß Unterhaltszahlungen an die geschiedene Frau leisten;

der Buchhalter Heinrich Fleißig (48), der zu den sogenannten Doppelverdienern zählt, da seine Frau als Büroangestellte noch tätig ist. Ihr Töchterchen haben sie in einem Internat untergebracht;

der Jüngste, Fritz Kohle (29), ist Reviersteiger. Er ist glücklicher Bräutigam;

Senior in unserem Kreis ist ein Pensionär, Wilhelm Altmann. Als 72-jähriger macht er äußerlich noch einen rüstigen Eindruck, da man ihm nicht ansieht, daß er seit einigen Jahren zucker-

Fleißig: Dasselbe ist bei mir der Fall.

Altmann: Auch ich habe vom Finanzamt eine freundliche Aufforderung zur Abgabe dieser Erklärung erhalten.

Fiskus: Zunächst muß ich Euch sagen, daß den Aufforderungen zur Abgabe von Steuererklärungen grundsätzlich nachzukommen ist, selbst dann, wenn der Glaube berechtigt ist, man sei vom Finanzamt zu Unrecht angesprochen worden. Die Prüfung der Frage, ob zu veranlagten ist oder nicht, ist Sache des Finanzamts. Jedenfalls ist der Papierkorb für derartige Aufforderungen keine geeignete Ablage. Die Mehrzahl der Teilnehmer an unserem Tisch muß mithin eine Einkommensteuer-Erklärung abgeben. Das spricht schon dafür, daß Arbeitnehmer, die zur Einkommensteuer veranlagt werden, keine Ausnahmeerscheinungen sind.

Groß: Du willst uns also jetzt beibringen, wie wir Arbeitnehmer auch mit Einnahmen aus anderen Einkommensarten zur Steuer herangezogen werden können.

Fiskus: Bei der Einkommensteuer gibt es nicht verschiedene Einkommens-, wohl aber verschiedene *Einkunftsarten*, und zwar wird unterschieden zwischen Einkünften aus

Land- und Forstwirtschaft,
Gewerbebetrieb,
selbständiger Arbeit,
nichtselbständiger Arbeit,

Kapitalvermögen,
Vermietung und Verpachtung und
sonstige Einkünfte.

Zur Ermittlung der jeweiligen Einkünfte sind die Betriebsausgaben oder Werbungskosten von den Einnahmen abzuziehen. Erst von dem *Gesamtbetrag* der sich dann ergebenden Einkünfte werden die Sonderausgaben abgesetzt. Als Ergebnis springt dann das Einkommen heraus. Maßgebend für die Anwendung des Steuertarifs ist aber das um die außergewöhnlichen Belastungen und sonstigen Freibeträge gekürzte Einkommen. Das nur zur allgemeinen Unterrichtung.

Die Veranlagungsfälle bei Arbeitnehmern lassen sich unterscheiden in solche, die von *Amts wegen* in *fiskalischem* Interesse und solche, die auf *Antrag* im Interesse des *Arbeitnehmers* durchgeführt werden.

Veranlagungen von Amts wegen.

Die erste Bestimmung besagt, daß *jeder* Arbeitnehmer, dessen Einkommen mehr als DM 24 000,— beträgt, eine Einkommensteuer-Erklärung abgeben muß.

Groß: Bei diesen Worten siehst Du mich wohl in der Annahme an, daß ich zu dem verhältnismäßig kleinen Kreis der Arbeitnehmer gehöre, die diese Einkommensgrenze überschreiten. Die unausgesprochene Frage kann ich Dir erst beantworten, wenn Du mir sagst, ob diese Grenze „brutto“ oder „netto“ zu verstehen ist.

Fiskus: Nicht umsonst habe ich Euch eingangs den Begriff des Einkommens erläutert. Wenn also die Begrenzung sich auf das *Einkommen* bezieht, so bedeutet das die Summe der Einnahmen abzüglich Betriebsausgaben oder Werbungskosten und Sonderausgaben.

Groß: Trotzdem verstehe ich das Ganze nicht. Die Tarife für die Einkommensteuer und für die Lohnsteuer stimmen fast ganz überein. Mal unterstellt, ich hätte *nur* Einkünfte aus nichtselbständiger Arbeit, so wäre es doch überflüssig, wenn das Finanzamt von mir noch eine Einkommensteuer-Erklärung verlangen würde.

Fiskus: Diese Unterstellung wird Dir ja gerade vom Finanzamt nicht ohne weiteres abgenommen. Bei Leuten Deiner Größenordnung wird vermutet, daß sie auch noch steuerlich erfaßbare Einnahmen aus anderen Einkunftsarten haben. Da müssen dann die Karten offen auf den Tisch gelegt werden, und das geht nur über die Einkommensteuer-Erklärung.

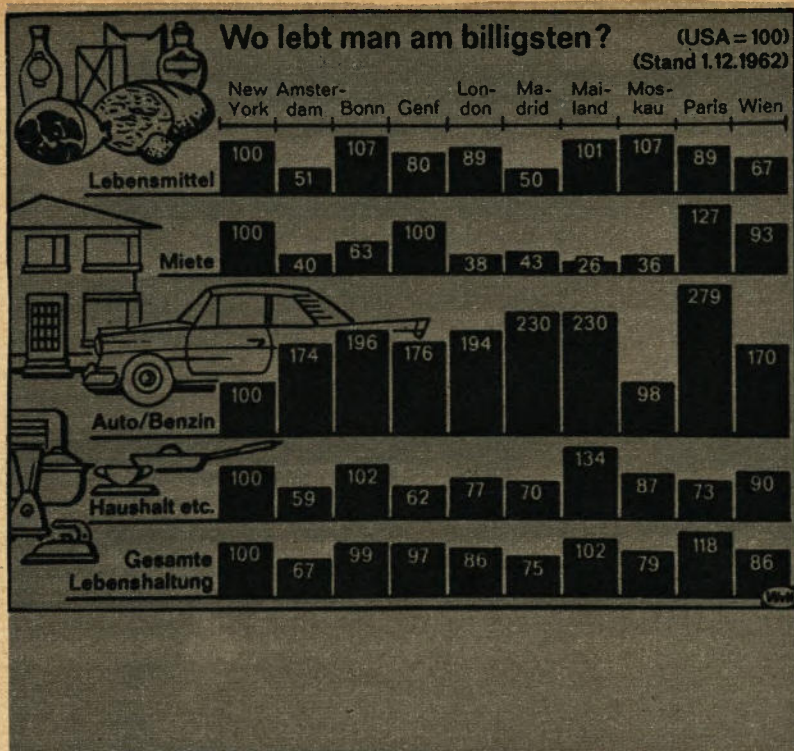
Größer ist schon der Kreis der Arbeitnehmer, die eine Einkommensteuer-Erklärung abgeben müssen, wenn die Einkünfte, von denen der Steuerabzug vom Arbeitslohn nicht vorgenommen worden ist, insgesamt mehr als DM 800,— jährlich betragen. Wie häufig diese Grenze überschritten werden kann, möge das Beispiel unseres nicht zu den Reichen zählenden Freundes Altmann zeigen.

Seine Einnahmen aus Kapitalvermögen betragen nach Abzug des Pauschbetrages für Werbungskosten DM 280,—. Der Nutzungswert der Wohnung in seinem bescheidenen Einfamilienhaus beläuft sich auf 3½% vom Einheitswert DM 10 000,— = DM 350,—, die als Einkünfte aus Vermietung und Verpachtung steuerpflichtig sind.

Bei den sonstigen Einkünften wird seine Angestelltenversicherungsrente mit einem Ertragsanteil erfaßt.

Übertrag: DM 630,—

Plauderei am runden Tisch über Steuern III



▲ Der New Yorker Wirtschaftsverlag McGraw-Hill hat für seine Interessenten – ins Ausland versetzte US-Amerikaner – einen internationalen Lebenshaltungsindex veröffentlicht, dabei die New Yorker Lebenshaltungskosten mit der Indexziffer 100 angesetzt und eine Reihe von Städten im Ausland zum Vergleich herangezogen. In der gesamten Lebenshaltung scheint Paris zur Zeit die teuerste Stadt der Welt zu sein. Amsterdam und Madrid kommen in der Bewertung gut davon. Bonn liegt zwar noch einen Punkt unter New York, aber nur zwei Städte, Paris und Mailand, liegen darüber

Übertrag: DM 630,—
Nach Abzug des Pauschbetrages für Werbungskosten von DM 200,— verbleibt ein zu versteuernder Betrag von DM 220,—.
Wegen der sich im Jahr insgesamt ergebenden Einkünfte, die kein Arbeitslohn sind, von DM 850,— wird Altmann einkommensteuerpflichtig.

Altmann: Das nenne ich Pech. Wenn ich Dich richtig verstanden habe, würde ich also mit diesen Einkünften *nicht* steuerpflichtig sein, wenn sie ganze DM 50,— kleiner wären. Mit anderen Worten, dieser geringe Überhang kostet mich ein Mehrfaches an Steuern. Das ist, gelinde gesagt, ungerecht.

Fiskus: Ein modernes Steuersystem kommt nicht aus ohne Fixierung von Grenzen. Wer diese Grenzen um ein Geringes überschreitet, wird mehr oder weniger benachteiligt. Das liegt in der Natur der Sache und fängt schon an bei den Stufen der Steuertarife. Jedoch ist der Gesetzgeber schon mal besser als sein Ruf, und zwar nicht zuletzt auch dadurch, daß er sich den Bedürfnissen nach sogenannten Härteeregeln aufgeschlossen zeigt. Auch in Deinem Falle gibt es einen Härteausgleich für sonstige Einkünfte zwischen DM 800,— und DM 1600,—. An Deinem Beispiel wirkt sich dieser Ausgleich wie folgt aus:

„Echte“ obere Grenze DM 1600,—
effektive sonstige Einkünfte DM 850,—
Die verbleibenden DM 750,—

setzt das Finanzamt vom Einkommen ab, so daß von den sonstigen Einkünften tatsächlich nur von DM 100,— Steuer erhoben wird. Je mehr die effektiven sonstigen Einkünfte sich der sogenannten oberen Grenze nähern, um so

geringer wirkt sich nach „Adam Riese“ der Härteausgleich aus.

Altmann: Mein Vordruck zur Einkommensteuererklärung sieht jedoch keine Position für die Durchführung des Härteausgleichs vor.

Fiskus: Braucht er auch nicht, da dieses „von Amts wegen“ zu geschehen hat. Es kann natürlich vorkommen, daß die Durchführung des Dir zustehenden Härteausgleichs mal übersehen wird, dann mußt Du eben „reklamieren“.

Kohle: Ich wundere mich nur darüber, daß wir Arbeitnehmer mit unseren sonstigen Einkünften, soweit sie unter DM 800,— liegen, steuerlich ins „Bergfreie“ fallen, mit anderen Worten, daß uns die Finanzverwaltung die Steuern hiervon einfach schenkt. Wie verträgt sich das mit dem Grundsatz der gleichmäßigen Behandlung aller Steuerpflichtigen?

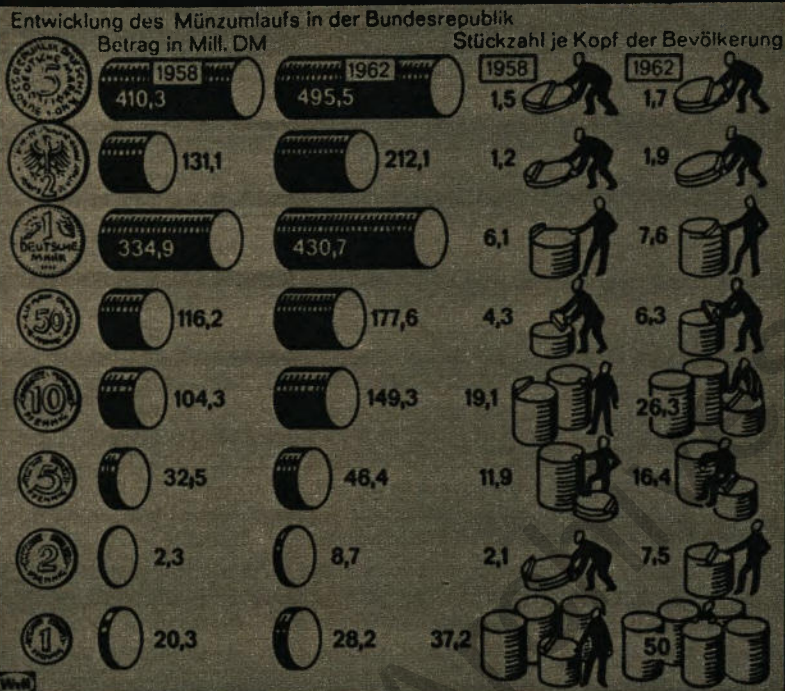
Fiskus: Das geschieht nicht Eurer schönen Augen wegen, sondern ist ein Gebot einer zwingenden Verwaltungsvereinfachung. Die einkommensteuerliche Erfassung zahlloser Arbeitnehmer mit kleinen und kleinsten sonstigen Einkünften aus den verschiedensten Quellen würde eine derartige Verwaltungsarbeit erforderlich machen, daß hier mal der gesunde Menschenverstand über die Bürokratie siegen konnte.

Jetzt kommen wir zu einer weiteren Kategorie von einkommensteuerpflichtigen Arbeitnehmern, und das sind die sogenannten Doppelverdiener. Hierzu dürfte unser Freund Fleißig gehören. Sind bei einem Ehepaar beide berufstätig und haben sie zusammen aus ihren Dienstverhältnissen Einkommen von mehr als DM 16 000,—, so muß von ihnen eine Einkommensteuererklärung abgegeben werden. Unterstellt wird hierbei die Zusammenveranlagung, welche heute fast ausnahmslos gegeben ist.

Fleißig: Gut, daß Du eingangs die Begriffe Einkünfte und Einkommen erläutert hast, dann läßt sich mein Fall schnell klären.

Nach Abzug der Werbungskosten und Sonderausgaben von den Einnahmen haben wir aus unseren Dienstverhältnissen Einkommen von zusammen DM 17 500,— zu verzeichnen, wir müssen also im kommenden Monat eine Einkommensteuererklärung für das Kalenderjahr 1962 abgeben.

Das „Kleingeld“ in unserer Tasche



▲ Straßenbahnschaffner, Milchhändler, Bäcker, Einzelhandelskaufleute – sie alle klagen über den Mangel an Hartgeld, das zum Wechseln bestimmt ist. Dabei beträgt zum Beispiel der augenblickliche Bestand an Einpfennigstücken nicht weniger als 28,2 Millionen DM. Auf jeden Bundesbürger umgerechnet bedeutet dies, daß der einzelne 50 Pfennigstücke haben müßte. Nach Auffassung des Bundesfinanzministeriums und der Bundesbank wird auch heute noch zuviel Hartgeld gehortet und damit seinem natürlichen Kreislauf entzogen. Bei Zehnpfennigstücken ist der Mangel etwas verständlicher, wenn man berücksichtigt, daß Automaten, Parkuhren und so weiter diese Münzen in großen Mengen festhalten

Fiskus: Schließlich fallen auch die Arbeitnehmer unter die Bestimmungen des § 46 Einkommensteuergesetz, für die mehrere Lohnsteuerkarten auszustellen waren, aber nur dann, wenn sie für sich allein aus mehreren Dienstverhältnissen ein Einkommen haben, das den Betrag von DM 8000,— übersteigt. Diese Dinge liegen leider noch komplizierter, wie ich sie Euch erläutert habe. Mir ist nicht ganz wohl bei diesem Versuch, das alles gemeinfaßlich darzustellen. Tiefenforscher von Berufs wegen können mir mit Recht entgegenhalten, daß hier noch eine Menge Haken und Ösen vorliegen, auf die ich jedoch in unserem kurzen Gespräch nicht näher eingehen kann.

Groß: Aber gestatte mir noch eine kurze Frage: Wozu das alles?

Fiskus: Kurz gesagt, die Notwendigkeit einer einkommensteuerlichen Erfassung der sogenannten Doppelverdiener beruht darauf, daß die nur lohnsteuerliche Erfassung der Einnahmen aus mehreren Dienstverhältnissen bei der Struktur des Tarifs, den Auswirkungen der Hinzurechnungsbeträge und der Behandlung von Werbungskosten und Sonderausgaben zu anderen Ergebnissen führt, als wenn einheitlich nach den Bestimmungen des Einkommensteuergesetzes verfahren würde. Man nennt das Anpassung.

Veranlagung auf Antrag

Wer einen Antrag stellt, will etwas erreichen, das in seinem Interesse liegt. Hierzu gibt der Gesetzgeber in mehreren Fällen die Hand. Einmalige Zahlungen, z. B. Abfindungen oder Entlohnungen für eine Tätigkeit, die sich über

passiert notiert fotografiert

mehrere Jahre erstreckt, unterliegen bei der Lohnsteuer im Jahr ihres Zufließens als sonstige Bezüge der Besteuerung. Bei der Einkommensteuer kann man diese außerordentlichen Einkünfte auf die Jahre verteilen, in deren Verlauf sie erzielt wurden, wobei jedoch die Gesamtverteilung drei Jahre nicht überschreiten darf. Das ist insbesondere für diejenigen interessant, die die progressive Gestaltung des Tarifs zu schmecken bekommen. Sie haben dann über die Beantragung der Einkommensteuer-Veranlagung die Möglichkeit, eine Milderung in der Besteuerung derartiger Einkünfte durchzusetzen.

Hat ein Arbeitnehmer Verluste aus einer anderen Einkunftsart, so ist ferner über die beantragte Einkommensteuer-Veranlagung eine Anrechnung dieser Verluste auf die positiven Einkünfte, die dem Lohnsteuerabzug unterliegen haben, möglich. Praktisch kommen Verluste am häufigsten bei den Einkünften aus Vermietung und Verpachtung vor.

Groß: Die Verluste aus Vermietung und Verpachtung sind wohl fast ausschließlich durch die Inanspruchnahme der bei Neubauten möglichen Sonderabschreibungen zurückzuführen?

Fiskus: In dieser Form stimmt das nicht. Solange bei Neubauten bis auf die bisher zugelassenen Zuschläge noch die sogenannten Stoppmieten gelten, bringt auch in vielen Fällen der Althausbesitz Verluste, zumal hier noch häufig ein erheblicher Nachholbedarf an Instandsetzungen und Reparaturen vorliegt.

Altmann: Komme ich bei meinem Häuschen auch zu einem anrechnungsfähigen Verlust?

Fiskus: Leider nein. Der Nutzungswert der Wohnung im Einfamilienhaus wird steuerlich mit 3 v. H. oder 3,5 v. H. vom Einheitswert erfaßt. Bei dieser pauschalen Abgeltung ist für eine Ertragsberechnung kein Raum. Allerdings können von dem pauschal ermittelten Betrag noch Schuldzinsen abgezogen werden, die mit der Nutzung des Hauses im wirtschaftlichen Zusammenhang stehen. Ein negativer Nutzungswert kann jedoch durch diesen Abzug nicht entstehen, er ist nur möglich bei Neubauten, für die noch Sonderabschreibungen zum Zuge kommen. Beides ist in Deinem Falle nicht gegeben. Der Satz von 3 v. H. gilt für Gebäude, die vor dem 1. 1. 1925 bezugsfertig geworden sind.

Im Januar habe ich bereits darauf aufmerksam gemacht, daß schon bei den Lohnsteuer-Ermäßigungsanträgen Verluste durch Inanspruchnahme erhöhter Absetzungen nach § 7b des Einkommensteuergesetzes geltend gemacht werden können. Allen Arbeitnehmern, die diese Möglichkeit bereits bei der Lohnsteuer ausgenutzt haben, sei hiermit gesagt, daß der hierfür in die Lohnsteuerkarte eingetragene Freibetrag nur vorläufig gewährt wird. Sie werden später „automatisch“ zur Abgabe einer Einkommensteuererklärung aufgefordert. Erst dann wird das letzte Wort über die geltend gemachte Steuervergünstigung gesprochen.

Kapitalertragsteuer

Obwohl ich Euch heute schon genug strapaziert habe, bin ich gezwungen, noch auf etwas hinzuweisen, das auf einer ganz anderen Ebene liegt.

Beim Bezug von Dividenden und Zinsen aus Wertpapieren wird von den Banken und Sparkassen bekanntlich eine Kapitalertragsteuer von 25 v. H. einbehalten. Der „kleine Mann“, der eindeutig mit seinen sonstigen Einkünften unter der Grenze von DM 800,— liegt, hat die Möglichkeit, bei seinem Finanzamt unter Verwendung eines Vordrucks einen Antrag auf Ausstellung einer Bescheinigung zu stellen, die besagt, daß in vorliegendem Falle der Steuerabzug vom Kapitalertrag zu unterbleiben hat. Diese Bescheinigung ist dem zuständigen Bankinstitut, bei dem die Wertpapiere liegen und verwaltet werden, einzureichen. Es handelt sich auch hier um eine Verwaltungsvereinfachung, durch die vermieden werden soll, daß eine große Anzahl von Arbeitnehmern, die an sich nicht einkommensteuerpflichtig sind, nur zwecks Erstattung der einbehaltenen Kapitalertragsteuer eine Einkommensteuer-Veranlagung aus berechtigtem Interesse beantragen.

Eine Schlußbemerkung!

Groß: Ich komme noch mal auf die sogenannten Grenzen zurück, die überall bei der Besteuerung gezogen sind und die auch bei unserem heutigen Gespräch mehrfach aufgezeichnet wurden. Bei einem geringfügigen Überschreiten wird im Regelfalle der Steuerpflichtige benachteiligt. Das läßt sich doch am einfachsten durch ein geschicktes „Manipulieren“ beseitigen.

Fiskus: Da bin ich aber mal neugierig, was Du hierunter verstehst?

Groß: Zum Manipulieren scheinen mir besonders die Einkünfte aus Kapitalvermögen geeignet zu sein. Die Banken unterliegen dem Bankgeheimnis. Mithin wird das Finanzamt nicht dahinterkommen, wenn ich bei meiner Erklärung den Bezug von Zinsen, Dividenden usw. ganz oder teilweise verschweige.

Fiskus: Es hat bei Dir keinen Zweck, auf die ethische Seite Deines Standpunktes einzugehen. Wenn Dein Beispiel Schule machen würde, so sehe ich dabei auch eine Benachteiligung der ehrlichen Steuerpflichtigen, da schließlich die vorhandenen Steuersätze nicht mehr ausreichen würden, um das Steueraufkommen zu sichern. Bei Dir hartgesottenem Sünder dürfte nur ziehen, daß auch das sogenannte Bankgeheimnis Dich nicht vor dem Entdecktwerden abschirmt. Im Steueraufsichts- und Ermittlungsverfahren hat die Finanzverwaltung durchaus Möglichkeiten, das Bankgeheimnis lüften zu lassen. Bei Prüfung der Frage, ob sich etwas lohnt oder nicht, sollte man nicht ganz den Sinnspruch vergessen: „Ein ruhiges Gewissen ist ein sanftes Ruhekitzen.“

Dr. Fritz Endemann



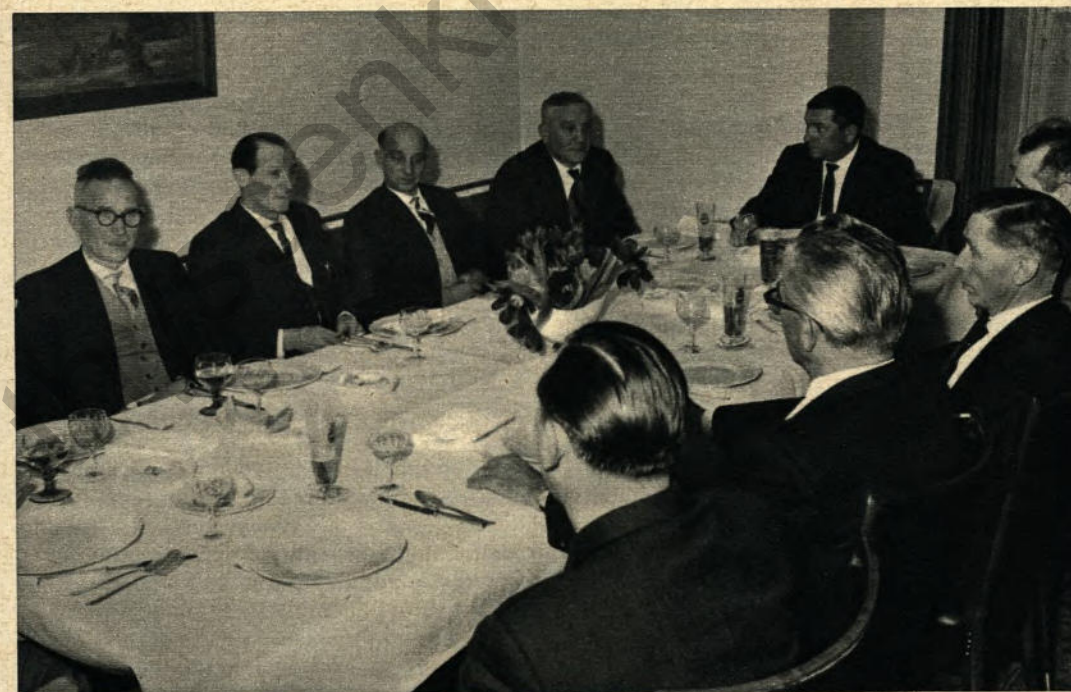
Wie Eisen und Stahl erschmolzen werden, erlebten auf der Westfalenhütte 20 Studenten der Pädagogischen Hochschule Berlin, die in ihrer Ausbildung neben den pädagogischen Grundwissenschaften als Wahlfach Chemie studieren. Die angehenden Lehrer, die während einer dreiwöchigen Studienreise auch Hoesch besuchten, hatten alles, was sie bei uns zu sehen bekamen, vorher theoretisch behandelt. Nach dem Besuch der Westfalenhütte am 28. Februar fuhren am 1. März zwölf Teilnehmer der Gruppe auf unseren Schachtanlagen in Essen-Altenessen ein.



Am 23. Februar besuchten 42 Mitarbeiter der Maschinenfabrik Deutschland – unter ihnen 38 Vertrauensleute – die Westfalenhütte. Um sich ein Bild darüber zu machen, wie das Vormaterial hergestellt wird, das sie in ihrem Betrieb weiterverarbeiten, besichtigten die Besucher Hochöfen, Stahlwerke und Walzstraßen. Auf unserem Bild v.l.n.r. Betriebsratsmitglied Harri Retting, MFD, Wilhelm Peper, der die Gruppe über die Hütte führte, und die Vertrauensleute Giesbert Kunzel, Josef Schweizer, Dieter Ludwig, Willi Franke, Ullrich Thau und Joachim Brune, alle MFD.



Eingeladen von der Friedrich-Ebert-Stiftung in Bonn, kamen 27 westafrikanische Gewerkschaftsführer Anfang August in die Bundesrepublik. Nach vierwöchigem Deutschkursus im Pestalozzi-Dorf in Duisburg hatten sie in Büros deutscher Gewerkschaftsorganisationen eine praktische Ausbildung erhalten und danach in der Heimvolkshochschule der Friedrich-Ebert-Stiftung in Bergneustadt an Seminaren teilgenommen. Von hier aus besuchten die Westafrikaner Dortmund und die Hoesch Westfalenhütte.



Der Betriebsrat der Dörken AG, Gevelsberg, besuchte am 8. Februar Dortmund, um mit Angehörigen des Betriebsrates der Westfalenhütte Fragen der Arbeitssicherheit, der Unfallverhütung zu besprechen. Bei dieser Gelegenheit machten die Gäste aus Gevelsberg auch einen Rundgang über das Hüttengelände. V.l.n.r. Fritz Vogler, Betriebsratsmitglied der Dörken AG; Albert Pfeiffer, Betriebsratsvorsitzender der Hoesch AG Westfalenhütte; Fritz Bäumer und Helmut Bleicka, Betriebsratsmitglieder der Dörken AG, und Helmut Latta, stellvertretender Betriebsratsvorsitzender der Westfalenhütte. Mit dem Rücken zur Kamera (von vorn nach hinten): Walter Schmale, Betriebsratsmitglied der Dörken AG, der auch dem Aufsichtsrat dieser Gesellschaft angehört; Johannes Hoischen von der Westfalenhütte und Karl Jäger und Willi Lahnstein, beide Betriebsratsmitglieder der Dörken AG.



Der Blick zurück: Ahnen- forschung als Stecken- pferd



Seien wir einmal ganz ehrlich: Rennen wir nicht allesamt wie blind durch unser Leben? Hetzen wir nicht wie gejagt die kurze Strecke von der Geburt zum Tode hin? Wer von uns findet schon Gelegenheit, sich da oder dort kurz einzukrallen auf der großen schiefen Ebene und für einen kurzen Augenblick der Besinnung anzuhalten – oder gar einen Blick rückwärts zu tun, dorthin, wo er hergekommen ist! Die bösen Dämonen Eile und Unrast beherrschen unsere Zeit, und weder Kirchen noch Professoren noch Dichter sind mehr imstande, Staudämme der Besinnung aufzurichten gegen den wütenden Strom, in dem wir alle treiben. Dabei lebten unsere Urgroßväter – man denke! – noch vor lächerlichen 120 Jahren im beschaulichen Dämmer des Biedermeier.

Natürlich schaut jeder Mensch lieber nach vorne. Wer zurückschaut, galt immer schon als untüchtig, ihm haftete immer schon das Zeichen des Passiven an. Aber geschah das zu Recht? Die Zukunft, in die wir alle starren, ist doch wahrhaftig grau und wird nur vom grellen Flackern unserer Illusionen erhellt: einem recht trügerischen Schein, wie fast alle von uns zuletzt feststellen müssen. Die Vergangenheit aber ist klar und wunderbar überschaubar, wie eine große Landschaft, und die Sonne der Wahrheit erleuchtet sie uns.

Warum also nicht dann und wann einen Blick zurück gewagt, einen Blick in die Geschichte der Menschheit! Wo können wir eine bessere, tiefere Belehrung erfahren als eben dort! Ist die Geschichte der Staaten, der Künstler, Dichter, Fürsten, Marschälle und mancher großen Damen schon fesselnd, um wieviel interessanter muß dann erst die Geschichte unserer eigenen Vorfahren sein!

Oder glauben Sie im Ernste, deren Geschichte sei langweilig gewesen, nur weil Sie nichts davon wissen und weil die Gräber schweigen?

Neugierig auf das „Damals“

Dies mag vielleicht noch nicht überzeugend

genug klingen als Vorwort zum Thema „Familienforschung als Steckenpferd“. Schließlich gibt niemand gerne zu, daß er, wenn er ins Vergangene zurückschaut, immer nur in graue Nebelwände starrt. Die Menschen schauen nicht gerne zurück, und wenn sie es tun, dann stehen sie meist an einem offenen Familiengrab, dann tun sie es nur kurz und sind froh, wenn sie wieder vorwärtsschauen können. Oder sie haben als junge Väter den Erstgeborenen im Arme und vernehmen mit höchster Befriedigung den herrlichen Allerweltskommentar: „Herrjeh, ganz der Papa!“

Wieso ganz der Papa! Oder meinetwegen auch: Wieso ganz die Mama! Wir wissen doch genau, daß kein Gesicht dem anderen genau gleicht! Freilich wissen und sehen wir, daß Söhne ihren Vätern und Väter den Großvätern und diese wieder den Urgroßvätern oft auf überraschende Weise ähneln: ähneln im Leiblichen wie im Geistigen und ähneln im Charakter. Aber so völlig ganz der Papa! Ist das zu glauben! Schließlich ist da am Rande immer noch eine junge Mama beteiligt, die der junge Papa einmal geheiratet hat und die, es sei wie es mag, ihr besonderes Erbgut als Heiratsgut mitgebracht hat. Hier am Sohne muß es sich wohl erweisen! Warum sollte der kleine Sohn nicht auch von ihrem Wesen etwas haben? Oder umgekehrt: Wenn er der Mutter nachgeraten ist, warum sollte er nicht väterliche Gaben besitzen? Wie ist das überhaupt mit dem Erbgut! Wie wird es verteilt! Geht es da nach Prozenten?

Sehen Sie, auf diese hundert Fragen, die sich jeder ernsthafte Mensch einmal im Leben stellen muß, gibt es Antworten von dokumentarischer Beweiskraft: und die können wir uns alle durch die intensive Familienforschung selber beschaffen. Hier darf sich unsere einmal erwachte Neugierde nicht mit simplen Redensarten abfüttern lassen.

Jeder Mann, der rechtens als Herr seines Hauses und als Oberhaupt seiner Familie gelten will, der müßte eigentlich unser Steckenpferd

der Familien- und Ahnenforschung reiten. Dazu gehört etwas Freizeit, dazu gehört Besonnenheit, Ausdauer und viel Geduld. Das sind Gaben, die im aufkommenden Massenzeitalter abstupfen; also werden es wieder nur ganz wenige von den vielen Familiengründern sein, die zu unserem Steckenpferd überhaupt einen Zugang finden. Das soll uns aber nicht stören.

Ungewiß – erregend – amüsant

Ahnenforschung kann, glauben Sie mir, außerordentlich interessant, und sie kann über alle Maßen amüsant sein. Zuweilen auch ernüchternd, zugegeben. Bleiben wir bei dem jungen Vater, der da eines Tages ein gewiß bildschönes und heißgeliebtes Mädchen geheiratet hat. Aus dem Blickwinkel seiner Familie gesehen, hat er doch eine „Fremde“ genommen, eine wildfremde Person sozusagen. Muß dem jungen Gatten da die Frage nach der Urnatur seiner jungen Frau nicht mächtig am Herzen liegen? Was kann sie an guten Gaben, was muß sie an versteckten Fehlern mitbringen! Wird sie das väterliche Erbgut in den Kindern verfeinern oder vergrößern? Wird ihr Anteil eine glückliche Ergänzung des väterlichen Wesens darstellen? Oder wird er das Kind in die unselige, zuweilen aber auch erregend schöpferische Spannung krasser Gegensätze führen?

Ich muß hier, um das Interesse der Leser „anzuheizen“, auf meine eigene Situation zu sprechen kommen. Ich bin natürlich selber ein ganzes Kind unserer Zeit und demzufolge kein sehr talentierter Familienforscher. Aber ich wäre es gerne, denn ich weiß zuviel von dem möglichen Gewinn. Seitdem ich erfahren habe, daß jeder Mensch zwei Eltern, vier Großeltern, acht Urgroßeltern, sechzehn Ururgroßeltern und so fort hat, daß er also, wenn er nur zehn Generationen zurückgeht, bereits auf 1024 Urahnen, und wenn er nur zwanzig Generationen (also etwa 700 Jahre) zurückgeht, schon auf weit über eine Million Urahnen zurückschaut – seitdem fehlt mir der Mut zur angewandten Genealogie. Das versteht sich.

Andererseits reizt mich doch sehr die Eröffnung eines niederrheinischen Freundes und passionierten Familienforschers, der behauptet, ich könne durchaus von Karl dem Großen abstammen. Wenn ich nur lange genug nachforschte in der Vergangenheit, so sei es sicher – er gehe darauf Wetten mit mir ein! –, daß ich auf allerlei klangvolle Namen und tolle Zusammenhänge käme. Nun läßt sich ja wirklich denken, daß sich unter einer Million Urahnen mancher große Mann, vielleicht aber auch mancher schlechte Kerl findet.

Was man selbst vererbte . . .

Nun, ich habe jedenfalls sechs Kinder, und daß meine älteste Tochter Butzi, und daß mein zweiter Sohn Micki und auch der dritte und letzte Sohn Markus „ganz der Papa“ seien, das höre ich oft und muß es mir selber oft bestätigen; auch daß mein erster Sohn Max und die zweite Tochter Martina „ganz die Mama“ sind, steht so fest wie die beklemmende Tatsache, daß Tochter Andrea gar niemandem von uns gleicht: immerhin genießen meine Frau und ich da Tag für Tag einen aufregenden Anschauungsunterricht in Vererbungslehre, einen Unterricht, wohlgerichtet, der oft Überraschungen einbringt. Auch bestürzende Überraschungen. Wenn da Tante Julia etwa liebevoll meinen zehnjährigen Micki betrachtet und dann, einmal mit, einmal ohne Stirnfalten, „ganz der Papa“ sagt, dann ist mir da noch einigermaßen wohl, denn Mickis hervorsteckende Begabung zum leidenschaftlichen, über alle Hemmungen von Vernunft und Zucht hinwegsetzenden Gefühlsmenschen hat immerhin etwas Bezauberndes.

Wenn aber dieselbe Tante Julia dieselben Worte „ganz der Papa“ beim Anblick meiner Tochter Butzi sagt, dann werde ich meistens rot. Butzi ist hübsch geraten und sprüht vor Jugend (beides ist bei mir nicht der Fall), sie ist ein zuweilen recht artiges und reizendes Geschöpf. Aber sie kann doch bei Gott nicht nur meine guten Gaben, sie muß doch, komme was wolle, auch meine Fehler geerbt haben! Der Pendel schlägt doch nach beiden Seiten gleich weit aus. Wer große Vorzüge hat, besitzt große Fehler – da ist doch nicht daran zu rütteln.

Bilder und Briefe erzählen

Kurz und gut: ich hege also gewisse Ängste um die Zukunft meiner Tochter Butzi, nicht trotzdem, sondern weil sie „ganz der Papa“ ist. Und diese Ängste hege ich, seitdem ich mittels einer Schachtel alter Briefe und Photographien, und mittels einiger ergiebiger Erzählungen aus dem Munde betagter Großtanten dies und das von meinen Vorvätern erfahren habe: man sollte es gar nicht zur Rede bringen.

Es hatte mich bislang nicht sehr gestört, zu wissen, daß mein Vater in der Woche meiner Geburt seine gesicherte Existenz aufgab, um „Aviatiker“ zu werden, sich ins Bodenlose zu erheben, und daß er den Boden der Wirklichkeit erst wieder betrat, nachdem sein letztes Vermögen vertan und die damit gebauten drei Aeroplane abgestürzt waren.

Aber nun habe ich aus jenen Vorvätergeschichten erfahren, daß alle drei Vorväter dieses meines Vaters genau von demselben Stoffe waren. Alle drei, Großvater, Urgroßvater und Ururgroßvater, besaßen ebenfalls keinen Sinn für die Wirklichkeit, hatten aber alle einen tollen Zug ins Faustisch-Verwegene; alle drei gaben irgendwann ihre sicheren Existenzen auf und begingen „Dummheiten“, um trotz riesiger Kinderscharen irgendeinem verrückten Wunschtraum nachzujagen. Und da frage ich mich nun doch des öfteren: Was haben da eigentlich die Frauen gewirkt, die diese „Stehaufmännchen“ geheiratet haben! Worin bestand ihr „Gegengift“ im Erbgut! Warum wurde ihr miteingebrachter Wirklichkeitssinn von diesen Männern überwalzt! Wie konnte da ein Sohn wie der andere werden!

Wer mehr weiß, fragt mehr

Sehen Sie, so wird unser Dasein durch das Wissen, das uns die Ahnenforschung einbringt, doch sehr interessant. Ich schaue jetzt mit keiner geringen Spannung auf meine Kinder: Werden sie von der wunderbaren Tapferkeit und der besonnenen Kraft ihrer Mutter und ihrer Großmutter soviel mitbekommen haben, daß sich ihr Wahn zur beherrschten Kraft verwandelt! Werden die Buben, die allesamt gewaltige Träume von Olympiasiegen und Himalajatauren hegen, jemals den Rettungsanker der Vernunft erhaschen!

Übrigens kamen alle meine Urväter vom Lande. Auch die Ihren kamen vom Lande! Sie brauchen bloß nachzuforschen. Plötzlich heißt es von Ihrem Urgroßvater: „Er kam vom Lande in die Stadt, hat da gelernt, ist geblieben, hat eine Werkstatt aufgemacht, sich eine Frau genommen und hat es zu etwas gebracht.“ Wir wissen doch alle aus dem Schulunterricht, wie das im neunzehnten Jahrhundert vor sich ging. Da sind den Weg vom Land in die Stadt ganze Heere von Bauern- und Handwerkersöhnen gezogen.

Da war gerade die Zeit reif geworden für Erfindungen und neue Techniken, die man in neuen Fabriken der Städte zur Anwendung brachte: und eben dazu waren immer neue Menschen nötig. Fast mit einem Schlage war

damals die jahrhundertealte Ruhe bäuerlich-bescheidenen und handwerklich-biedereren Daseins dahin, unser riesiges Agrarland explodierte förmlich zum großen Industriestaat, und die meisten unserer Groß- und Urgroßväter waren daran unmittelbar beteiligt. Werner von Siemens, die Gebrüder Hoesch und August Borsig waren ihre Zeitgenossen, fortschrittsgläubige Männer voller Energie und Mut. In jenen Jahren wurde „gegründet“.

Die Jagd nach Dokumenten

Dies alles ist relativ einfach zu erfahren, wenn wir beginnen, in unserer Familiengeschichte systematisch nachzuforschen. Schwieriger wird es schon in den Zeiten von Krisen, Kriegen und Nachkriegen. Da ging vieles an Dokumenten verloren, da verloren sich auch manche Menschen, und da war die Ruhe oft dahin, die ein Pfarrer gewohnt war, um sein Kirchenbuch mit Sorgfalt zu führen. Alle unsere Vorfahren waren Menschen aus Fleisch und Blut, das kommt



noch hinzu, allen war das Gut und Böse eingeboren, und nicht nur aus den alten Kalendern – den „Illustrierten“ von damals – wissen wir, daß auch unsere verehrten Vorfahren manche saftige Tragikomödie, manches tolle Drama und manche peinliche Verwirrung gestiftet haben in dem heillosen menschlichen Wahn. Plötzlich kann da der Forschende auf Zusammenhänge und Situationen stoßen, daß es ihm heiß und kalt über den Buckel läuft.

Was man da alles zu entdecken gewärtig sein muß, sah ich übrigens vor wenigen Jahren bei einem Freunde, der schon zwei Jahre in Kirchenbüchern wühlte. Der fand plötzlich, daß einer seiner Vorfahren, ein biederer Handwerksmeister vom Lande, ein Mädchen aus einem wohlbekannten, noch blühenden deutschen Freiherrengeschlecht geheiratet hatte. Der freiherrliche Schwiegervater hatte um das Jahr 1760 herum als preußischer Hauptmann gedient, denn das thüringische Familiengut war nicht auf ihn gekommen. Er hatte dann irgendwie seinen Abschied erhalten, war schnell heruntergekommen, hatte vielleicht auch sein Erbteil verspielt, jedenfalls heiratete er seinerseits eine arme Schusterstochter aus Böhmen: eben dieser Heirat entsprang dann die adelige Handwerkersbraut.

Mein Freund jubelte, denn er hatte nun ganz unerwartet leichtes Spiel mit der weiteren Forschungsarbeit: die Stammreihe der Vorfahren des Hauptmanns lag, wie die meisten adeligen Stammreihen, säuberlich gedruckt vor, und zwar in einem der Adels-Taschenbücher, dem sogenannten Gothaischen Hofkalender. Nun

brauchte mein Freund die weiteren Zusammenhänge nur noch vom Blatt abzulesen, und die weiteren Entdeckungen nahmen kein Ende mehr: er entdeckte unter seinen Ahnen Generäle, Gutsherren, und er fand sogar einen Waffengeführten des Landgrafen von Thüringen, ja, am Ende auch noch den gräflichen Begleiter eines deutschen Kaisers aus dem 11. Jahrhundert. Was will man mehr!

Erinnerungen aus böser Zeit

Bevor wir nun zur Praxis der Ahnenforschung als Steckpferd kommen, müssen wir den älteren Lesern zuliebe an die merkwürdige Ahnenforschungs-Welle im jüngst vergangenen „Dritten Reich“ erinnern. Damals wurden die Standesämter und Pfarrarchive richtiggehend gestürmt, weil jeder seinen „Ariernachweis“ erbringen wollte.

Welch ein tragikomisches Theater war das damals! Oft war dieses Treiben ein Rennen um Tod oder Leben, und bei manch einem ergab die Ahnenforschung, daß er in den Augen der Nazis als verdammt galt, daß er auswandern mußte oder sich umbringen. Dabei besaß der Rassenwahn der Nazis überhaupt keinen Sinn. Europa ist nun einmal ein gefährlich enger, aber auch ein heilsam enger Schmelztiegel der Arten und Rassen; hätten sich in diesem Europa die Menschenarten und -rassen seit vielen Jahrhunderten nicht derart intensiv finden, paaren und mischen müssen, wären diese Menschen nicht so viele Male durch Kriege brutal auseinandergerissen und durcheinandergewürfelt worden, so wären die Völker Europas kaum in der Lage gewesen, ein Halbjahrtausend und länger eine führende Rolle auf der Erde zu spielen.

Die Vermischung und insbesondere auch die gelegentlichen Einschüsse aus jüdischem Blut haben den Europäern nur gut getan, sie haben eine vorzeitige Degeneration verhindert, sie haben aus alten und abgelebten Menschen immer wieder neue, widerstandsfähige und tatkräftige Menschen gemacht.

So gesehen war die so heftig betriebene Ahnenforschung ein großes Theater, wenn es auch viele Menschen genau dorthin geführt hat, wohin wir heute aus anderem Antriebe wollen.

Hingabe und Genauigkeit

Wer von unseren Lesern nun wirklich des Entschlusses fähig ist, die große genealogische Entdeckungsreise in die dunkle Geschichte seiner Geschlechterfolgen anzutreten, der muß vorher wissen, daß es ohne eine bestimmte Portion wissenschaftlicher Hingabe nicht geht. Unsere Arbeit muß von Anbeginn so genau sein, daß sie jeder Nachprüfung standhält und mit Quellenabschriften belegt werden kann. Wie man im einzelnen beginnt, das lehren verschiedene Handbücher über Genealogie, Wapenkunde und Handschriftenlehre, um die sich vor allem die beiden Fachverlage C.A. Starke, Limburg (Lahn) und Degener & Co., Neustadt (Aisch) bemüht haben.

Man beginnt mit der Anlage einer Kartei, denn sie ermöglicht erst ein zuverlässiges System. Bevor man aber die erste Karteikarte ausfüllt, muß man in der Form einer Ahnentafel Ordnung schaffen. Man nehme also einen großen Bogen weißen Papier zur Hand und beginne mit Nummer 1: das ist man selber. Nummer 2 ist der Vater, Nummer 3 die Mutter von 1. Nummern 4 und 5 sind Ihre Großeltern väterlicherseits, Nummern 6 und 7 die von der Mutterseite. Von jeder Person erhält der Vater stets deren doppelte Zahl, die Mutter aber die nächsthöhere. Der Vater von Nummer 8 muß also die Nummer 16, dessen Vater die Nummer 32, dessen Vater die Nummer 64 tragen und so weiter. Vater von

Nummer 56 ist immer die Nummer 112, Mutter von 56 ist immer Nummer 113. In den einschlägigen Taschenbüchern, die es auch für den speziellen Gebrauch des Steckpferdreiters gibt, ist dieses Schema sehr anschaulich entwickelt.

Entdeckerfreuden winken

Spüren Sie am Beginn Ihrer Mühe Langeweile, so sprechen Sie sich Mut zu. Denken Sie daran, daß schon nach wenigen Monaten Arbeit die ersten Ergebnisse wie Kristalle zusammenschießen und den ersten interessanten, wenn nicht gar schockierenden Einblick auf die große bunte Lebensbühne Ihrer Vorfahren erlauben. Die Entdeckerfreuden nehmen zu, die Sache macht immer mehr Spaß. Natürlich sammeln wir nicht nur Geburts- und Sterbedaten, sondern einfach alles, was der Erhellung jener Lebensbühne dient, alles, was unmittelbaren Bezug zum vergangenen Leben hat: also außer Dokumenten und Abschriften auch alles an Photographien, Briefen, Zeichnungen, Tagebüchern, Zeitungsausschnitten und so fort. Ein ganz besonderes Vergnügen an unserem Steckpferd ist es, bei einem uralten Tantchen plötzlich eine alte Pappschachtel mit Briefen und Bildern aufzufinden und dann ganz unvermutet der abgestorbenen Verwandtschaft gegenüberzustehen: dem Vater unseres Schwiegervaters etwa im pomadetriefenden Spitzbart



als des Kaisers Offizier, dann wieder dessen Vater mit kühn gewölbter Brust und blitzenden Augen als Mitkämpfer der Schlacht bei Mars-la-Tour, oder gar dessen Vater noch als ganz gewöhnlichem, dennoch eindrucksvollem Zivilisten neben seiner in Brüsseler Spitzen ertrinkenden Gattin mit dem frechen Cul-de-Paris überm dicken Hinterbrüstchen (ich hab die drei kürzlich wirklich aufgefunden!).

Ganz natürlich ist es keine Taktlosigkeit mehr, sondern ein über die Maßen rührendes Erlebnis, wenn man die Liebesbriefe unserer Altvordenen zu lesen bekommt: hier möchte man da und dort vor Komik losplatzen und wird doch vom erhabenen Gefühl des Echten und Dokumentarischen ins Knie der Verehrung gezwungen. Tiefer ruht man nie im „Schoße der Familie“ als bei dergleichen Lektüre.

Jeder Fund ist ein Ereignis

Bis zur fünften und sechsten Generation kommt einer schnell, wenn er Geschick und Glück hat. Dann wird die Suche immer schwieriger – wenn auch noch interessanter. Jeder neue Fund ist dann ein Ereignis, denn mit je-

dem neuen Fund erhellt sich die Lebensbühne unserer Ahnen; wir treten mit jedem neuen Dokument einen Schritt weiter aus der Kulisse heraus, und die Bühne füllt sich spürbar mit Farben und Düften.

Nun hat man es längst nicht mehr mit den noch lebenden Ahnen und Verwandten und den Standesämtern zu tun (die Bismarck ab 1. Januar 1876 überall einrichten ließ), sondern mit den schwieriger und umständlicher erreichbaren Quellen der Kirchenbücher. Sie wurden seit dem 16. Jahrhundert fast in jeder Pfarrei geführt. Aus ihnen ergeben sich neben den Daten sehr oft auch wichtige Hinweise über Paten, Berufe, Krankheiten, Besitzverhältnisse, Katastrophen und besondere Glücksfälle. In größeren Landesbibliotheken stößt man manchmal auch auf Kirchenbücher-Verzeichnisse der betreffenden Landschaft. Dann sehe man, daß man bestimmten Pfarreien den höflichen Generalauftrag erteilen kann, uns etwa alle Vorkommen unserer Namen innerhalb bestimmter Zeiträume (bis zur Kostengrenze von 20, 30 oder 50 Mark) aus den Kirchenbüchern herauszuziehen. Besonders fesselnd wird die Suche aber, wenn wir uns selbst aufmachen und in den alten Pfarrbüchern stöbern und suchen; schon die Handschriften der verstorbenen Pfarrherren, zumal die aus der Zeit vor 1850 mit ihrer mühseligen Hingabe an den schwungvollen Schnörkel, sind durchaus vielsagend und für einen Schreibmaschinenschreiberling sogar aufregend. Man kann bei dieser Gelegenheit auf manchen Eintrag stoßen, den wir heute „originell“ finden würden, den wir aber mit einem gewissen Bangen studieren, weil er ja unsere lieben guten Ahnen angeht.

Der Urahn: ein Raubritter

Da liest man etwa: „1760, den 17. Septembris, ist der hochwohlblöbliche ehrenfeste Herr Johann Christian Pamler, Bürger und Tuchhändler allhier, welcher dem Rath sechs Jahre zugehörte, selig entschlafen und den 18. mit einem großen Sermon beerdigt worden, seines Alters 76 Jahre, 4 Monate, 21 Tage.“ ... woraufhin wir sofort wissen, wann der Gute geboren wurde und nach dem Geburtenregister des Jahres 1684 stöbern, um dort Weiteres zu erfahren.

Es kann aber auch sein, daß wir auf einen Vorfahren stoßen, von dem es hier heißt, daß er im Jahre 1630 von kaiserlichen Söldnern erschlagen wurde, oder daß wir lesen müssen: „1710, den 23. XII., ist Gottfried Schultze, Reuter von des Herrn Obristlieutenant Rauchhaupt Compagnie, als er zuvor in Brandtwein starck zugesetzt, im Quartier Godziska mala bey Kalisch gestorben, gebürtig aus Liegnitz, alt 30 J.“. Noch trauriger, wenn von einer tapferen Vorfahre in einem schlichten Satze zu lesen ist, daß selbige bei der Geburt ihres sechzehnten Kindes selig verschieden ist.

Rechnen Sie mit allen Möglichkeiten, wenn Sie die Entdeckungsreise antreten! Rechnen Sie damit, Raubrittern als Urahnen gegenüberzutreten, oder auch einem braven, von christlichen Soldaten ersäufte Bäckermann.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Ihnen dieses Steckpferd der Ahnenforschung eines Tages ein heilloses Vergnügen bereitet. Dann haben Sie wirklich einen Schritt aus unserer rennenden Zeit heraus getan, dann sehen Sie viel klarer vorwärts, weil Sie in der Vergangenheit Klarheit gefunden haben. Und wenn Sie dann in den Gesichtern und Taten Ihrer eigenen Kinder studieren, dann tun Sie es als ein geläuterter Pädagoge, dann haben Sie eine angenehme Hellsichtigkeit erworben, dann sitzen Sie im Sattel.

50

Hoesch AG Westfalenhütte

1. 4. 1963 Hermann Witte, Sachbearbeiter
8. 4. 1963 Heinrich Ottensmeyer, Obermonteur

40

Hoesch AG Hauptverwaltung

1. 4. 1963 Karl Hoffmann, Geschäftsstellenleiter
Geschäftsstelle Berlin

Hoesch AG Bergbau

1. 4. 1963 Hermann Strehl, Laborleiter
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur
7. 4. 1963 Heinrich Hövelmann, Schweißer
Schachtanlage Radbod
9. 4. 1963 Johann Jäckel, Lehrhauer
Schachtanlage Emil-Emscher
15. 4. 1963 Günter Oestreich, 1. Vermessungs-
steiger
Schachtanlage Kaiserstuhl

Hoesch AG Westfalenhütte

1. 4. 1963 Max Bockholt, Vermessungstechniker
1. 4. 1963 Arnold Hellmuth, Kranführer
1. 4. 1963 Erich Kothe, Gruppenleiter
1. 4. 1963 Wilhelm Stohldreyer, Sachbearbeiter
2. 4. 1963 Richard Kuhlmann, Maschinist
14. 4. 1963 Paul Lüdtke, Werkmeister
16. 4. 1963 Heinrich Neumann, 1. Umwalzer
18. 4. 1963 Paul Eron, Vorarbeiter
18. 4. 1963 Julius Sümers, Maschinist
20. 4. 1963 Johann Krackewitz, Umbauer

Hoesch AG Walzwerke Hohenlimburg

3. 4. 1963 Fritz Treschnak, Federnarbeiter
4. 4. 1963 Otto Bornemann, Kaltwalzer
23. 4. 1963 Wilhelm Wiemann, Vorarbeiter

Schmiedag AG

9. 4. 1963 Adolf Orth, Vorarbeiter
Werk Grüntal

Trierer Walzwerk AG

1. 4. 1963 Alois Schäfer, Schleifer
Werk Langerfeld

Hoesch Reederei und Kohlenhandel GmbH

1. 4. 1963 Walter Nagel, Handlungsbevollmäch-
tigter

Hoesch Export GmbH

1. 4. 1963 Franz Burghoff, Handlungsbevoll-
mächtigter

25

Hoesch AG Hauptverwaltung

15. 4. 1963 Elise Hahnemann, Vorstandssekretä-
rin

Hoesch AG Bergbau

1. 4. 1963 Werner Becker, kaufm. Angestellter
Bergbau Hauptverwaltung
1. 4. 1963 Wilhelm Bendisch, Verwieger
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur
1. 4. 1963 Bruno Billen, Hauer
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur
1. 4. 1963 Josef Gojrzewski, 1. Maschinist
Schachtanlage Kaiserstuhl
1. 4. 1963 Johann Häming, Hauer
Schachtanlage Fritz-Heinrich
1. 4. 1963 Friedrich Haupt, Oberheizer
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur
1. 4. 1963 Bernhard Ideler, Meister
Kokerei Kaiserstuhl
1. 4. 1963 Karl Klauck, Hauer
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur
1. 4. 1963 Wilhelm Klause, Gärtner
Schachtanlage Radbod
1. 4. 1963 Erhard Kohtz, kaufm. Angestellter
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur
1. 4. 1963 Josef Korytowski, Lehrhauer
Schachtanlage Emil-Emscher
1. 4. 1963 Friedrich Langner, Hauer
Schachtanlage Kaiserstuhl
1. 4. 1963 Karl Latuske, Lehrhauer
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur
1. 4. 1963 Josef Löbber, Hauer
Schachtanlage Fritz-Heinrich
1. 4. 1963 Heinrich Lohaus, Meister
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur
1. 4. 1963 Willi Nodusch, Maschinist
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur
1. 4. 1963 Fritz Pfelfenbring, Sachbearbeiter
Bergbau Hauptverwaltung
1. 4. 1963 Alfred Ramrath, Sachbearbeiter
Bergbau Hauptverwaltung
1. 4. 1963 Hans Thalheim, kaufm. Angestellter
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur
1. 4. 1963 Heinrich Wehling, Schachtaufseher
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur
1. 4. 1963 Wilhelm Wrobel, Schmied
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur
1. 4. 1963 Heinz Zander, Hauer
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur
2. 4. 1963 Franz Meyer, Hauer
Schachtanlage Radbod
2. 4. 1963 Theodor Keiner, Lehrhauer
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur
2. 4. 1963 Wilhelm Roth, Schlosser
Schachtanlage Radbod
4. 4. 1963 Albert Eusterfeldhaus, Schweißer
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur

4. 4. 1963 Fritz Hollatz, Kesselhelzer
Schachtanlage Kaiserstuhl
4. 4. 1963 Herbert Raatz, Schlosser
Schachtanlage Kaiserstuhl
5. 4. 1963 Helmut Einhaus, Hauer
Schachtanlage Kaiserstuhl
5. 4. 1963 Josef Jansen, Hauer
Schachtanlage Kaiserstuhl
5. 4. 1963 Heinz Kopetsch, Grubensteiger
Schachtanlage Emil-Emscher
6. 4. 1963 Josef Fenke, Lehrhauer
Schachtanlage Emil-Emscher
6. 4. 1963 Herbert Fischer, Grubenlokkführer
Schachtanlage Fritz-Heinrich
6. 4. 1963 Wilhelm Güth, Hauer
Schachtanlage Fritz-Heinrich
6. 4. 1963 Edmund Nowakowski, Hauer
Schachtanlage Fritz-Heinrich
6. 4. 1963 Adolf Scholtis, Maurer
Schachtanlage Radbod
7. 4. 1963 Hermann Buinus, Hauer
Schachtanlage Emil-Emscher
7. 4. 1963 Engelbert Dalinghoff, Schweißer
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur
7. 4. 1963 Oskar Kornowski, Hauer
Schachtanlage Emil-Emscher
7. 4. 1963 Otto Tonkel, Gleisbauarbeiter
Schachtanlage Kaiserstuhl
8. 4. 1963 Kurt Lindemann, Elektriker
Kraftwerk Emscher
8. 4. 1963 Heinrich Maas, Lehrhauer
Schachtanlage Fritz-Heinrich
8. 4. 1963 Karl Ostir, Lehrhauer
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur
8. 4. 1963 August Zupanc, Hauer
Schachtanlage Emil-Emscher
9. 4. 1963 Heinz Radschun, Vorarbeiter
Schachtanlage Fritz-Heinrich
9. 4. 1963 Fritz-August Schlobinski, Maschinist
Kokerei Kaiserstuhl
11. 4. 1963 Friedhelm Fischer,
kaufm. Angestellter
Schachtanlage Radbod
11. 4. 1963 Arno Sträwe, Lehrhauer
Schachtanlage Fritz-Heinrich
12. 4. 1963 Wilhelm Brdenk, Hauer
Schachtanlage Fritz-Heinrich
12. 4. 1963 Erich Beule, Pflötrner
Schachtanlage Radbod
15. 4. 1963 Wilhelm Reinhardt, Hauer
Schachtanlage Kaiserstuhl
16. 4. 1963 Bernhard Angstmann, Schlosser
Schachtanlage Radbod
17. 4. 1963 Friedrich Muzeika, Hauer
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur
19. 4. 1963 Heinrich Reher, Schreiner
Schachtanlage Radbod
20. 4. 1963 Walter Barke, Verwieger
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur
20. 4. 1963 Josef Nowak, Wettermann
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur
21. 4. 1963 Fritz Biermann, Lehrhauer
Schachtanlage Kaiserstuhl

21. 4. 1963 Werner Springer, kaufm. Angestellter
Bergbau Hauptverwaltung

22. 4. 1963 Hermann Böing, Schmied
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur

22. 4. 1963 Wilhelm Schaeffner, Lehrhauer
Schachtanlage Emil-Emscher

23. 4. 1963 Andreas Rauh, Schmied
Schachtanlage Radbod

25. 4. 1963 Michael Daemgen, Zimmerhauer
Schachtanlage Fritz-Heinrich

27. 4. 1963 Friedrich Beißner, Kontrolleur
Kokerei Kaiserstuhl

27. 4. 1963 Wilhelm Rogalla, Hauer
Schachtanlage Emil-Emscher

28. 4. 1963 Emil Beschorner, Hauer
Schachtanlage Radbod

28. 4. 1963 Bruno Batzel, Hauer
Schachtanlage Radbod

29. 4. 1963 Hans Gärtner, Hauer
Schachtanlage Radbod

29. 4. 1963 Wilhelm Hahne, Meister
Schachtanlage Radbod

29. 4. 1963 Wilhelm Kriwan, Baggerführer
Schachtanlage Radbod

29. 4. 1963 Andreas Müller, Hauer
Schachtanlage Radbod

29. 4. 1963 Bernhard Röllner, Lehrhauer
Schachtanlage Radbod

29. 4. 1963 Josef Sobiray, Meister
Schachtanlage Radbod

29. 4. 1963 Alfred Voigt, Hauer
Schachtanlage Radbod

30. 4. 1963 Michael Adamski, Hauer
Schachtanlage Radbod

30. 4. 1963 Theodor Lubojanski, Hauer
Schachtanlage Radbod

Hoesch AG Westfalenhütte

1. 4. 1963 Günter Bruchhäuser, Motorenwärter

1. 4. 1963 Werner Donschen, kaufm. Angestellter

1. 4. 1963 Erich Erlenhofer, Elektromonteur

1. 4. 1963 Heinz Eichmann, Schichtmeister

1. 4. 1963 Hans-Ulrich Falk, techn. Angestellter

1. 4. 1963 Werner Freyer, Elektromonteur

1. 4. 1963 Werner Granowski, Fertigwalzer

1. 4. 1963 Heinz Haake, Schlosser

1. 4. 1963 Karl Heyen, Bahnhofsaufseher

1. 4. 1963 Walter Hufenbach, Bürogehilfe

1. 4. 1963 Rudolf Ising, Schlosser

1. 4. 1963 Egon Lipke, Kalkulator

1. 4. 1963 Heinz Mensing, Betriebsschlosser

1. 4. 1963 Herbert Meißner, Schlosser

1. 4. 1963 Paul Rajkowski, Kalkulator

1. 4. 1963 Bruno Reich, Elektroschlosser

1. 4. 1963 Josef Richter, kaufm. Angestellter

1. 4. 1963 Paul Rüttershoff, Diesellokführer

1. 4. 1963 Walter Saewe, Ausbilder

1. 4. 1963 Johann Szydlack, Schlosser

1. 4. 1963 Hermann Schrieber, Schlosser

1. 4. 1963 Karl-Heinz Stiebeler, Temperatur-
messer

1. 4. 1963 Heinz Stockhorst, Laborant

1. 4. 1963 Gerhard Trenkel, Elektromonteur

1. 4. 1963 Horst Voelzke, Probenzurichter

1. 4. 1963 Armand Weber, Chemotechniker

1. 4. 1963 Otto Weiß, Maschinist

1. 4. 1963 Gerhard Wilinski, Schlosser

1. 4. 1963 Josef Zweier, Kranführer

5. 4. 1963 Heinrich Bader, Verlager

5. 4. 1963 Franz Serdak, Kranführer

5. 4. 1963 Andreas Wichmann, Rangierer

7. 4. 1963 Franz Lipphöfer, 1. Schmelzer

9. 4. 1963 Heinz Gassner, 1. Kokillenmann

11. 4. 1963 Martha Gondek, Wäscherin

11. 4. 1963 Horst Rick, Steuermann

12. 4. 1963 Arno Hippler, Kranführer

12. 4. 1963 Heinrich Kraushaar, Schlosser

12. 4. 1963 Heinz Lipperheide, Kranführer

13. 4. 1963 Josef Hermes, Maurer

13. 4. 1963 Artur Neuhahn, Probenzurichter

13. 4. 1963 Ewald Plässer, Heizer

14. 4. 1963 Hermann Rohmann, Brenner

16. 4. 1963 Hugo Heideck, Pumpenwärter

20. 4. 1963 Walter Czuba, Kraftfahrer

20. 4. 1963 Otto Runde, Motorenwärter

21. 4. 1963 Karl Demgen, Gleisbauarbeiter

22. 4. 1963 Heinrich Hartmann, Ofenmann

23. 4. 1963 Willi Freitag, Schmied

23. 4. 1963 Karl Röthe, Walzendreher

25. 4. 1963 Walter Janken, Schmelzer

25. 4. 1963 Wilhelm Klein, Sachbearbeiter

26. 4. 1963 Christian Korf, Maurer

26. 4. 1963 Albert Schrot, Steuermann

27. 4. 1963 Karl Trox, Schamotttemüller

29. 4. 1963 Willi Baak, Schlosser

30. 4. 1963 Hans Flügel, Kokillenkontrolleur

Hoesch AG Walzwerke Hohenlimburg

1. 4. 1963 Johann Gerbersmann, Federnarbeiter

1. 4. 1963 Helmut König, Vorwalzer

1. 4. 1963 Emil Utermann, 1. Walzer

4. 4. 1963 Werner Fritzenwanker, Federnarbeiter

4. 4. 1963 Willi Geldmacher, Vorarbeiter

4. 4. 1963 Bernhard Hellwig, Schlosser

4. 4. 1963 Albert Lauer, Federnarbeiter

4. 4. 1963 Paul Padberg, Transporteur

4. 4. 1963 Otto Schröder, Federnarbeiter

4. 4. 1963 Heinz Somborn, Schlosser

5. 4. 1963 Herbert Boecker, techn. Angestellter

7. 4. 1963 Reinhold Koch, Bote

19. 4. 1963 Wilhelm Hill, Federnarbeiter

19. 4. 1963 Otto Hüseken Stahlprüfer

21. 4. 1963 Karl Schlicker, Federnarbeiter

25. 4. 1963 Hugo Frettlöh, Schlosser

Hoesch AG Rohrwerke

1. 4. 1963 Johannes Möller, Handlungsbevoll-
mächtigter

Schmiedag AG

25. 3. 1963 Hermann Pohlmann, Magazinarbeiter
Werk Grüntal

2. 4. 1963 Hermann Küpper, Hobler
Werk Grüntal

Maschinenfabrik Deutschland AG

1. 4. 1963 Hermann Heinemann, Dreher

1. 4. 1963 Josef Jäger, Sozialreferent

1. 4. 1963 Arthur Pupanz, Techniker

Trierer Walzwerk AG

12. 4. 1963 Johann Lutz, Kauenwärter
Werk Trier

Hoesch Eisenhandel GmbH

1. 4. 1963 Willy Menke, Handlungsbevollmäch-
tigter

1. 4. 1963 Walter Schlierenkämper, kaufm. An-
gestellter

Hoesch Reederei und Kohlenhandel GmbH

1. 4. 1963 Helmut Mehlinger, Dreher

1. 4. 1963 Artur Schneider, Handlungsbevoll-
mächtigter

Das verschollene Osterei

Dem Vater, Gottfried hieß er, oblag in der Frühe eines jeden Ostersonntags die Pflicht, die Ostereier, die bemalten, allerwärts zu verstecken. Bei schönem Wetter im Garten, also zwischen Grasbüscheln und unter knospenden Sträuchern, bei Regen in der guten Stube, wo es hinter den Sofakissen und auf dem Paneel einige Unterschlüpfe gab für die appetitlichen Geschenke. Heute war kein schönes Wetter. Es regnete zuerst Bindfäden, dann Backsteine, schließlich Schusterjungen. Der Himmel meinte es nicht gut diesmal, seufzte die Mama, als sie den Vater bat, das Körbchen mit den Eiern in der warmen Stube zu verteilen. Mit Sorgfalt und sehr behutsam, so bat sie, denn drei von den Dingen wären für Tante Berta bestimmt, wären mithin roh und noch ungekocht. Die alte Dame dürfe ihres Magenleidens wegen nur Rührei genießen, das man ihr zum Frühstück herzurichten gedenke, sobald der muntere Schabernack des Suchens vollzogen sei.

Dem Vater, dem lieben, brummte der Kopf. Zwar war es kein Kunststück, die ungekochten Eier von den gesottenen zu unterscheiden. Denn die einen waren noch weiß, die anderen hingegen bunt wie Karamellen. Nein, der brave Hausherr blickte um sich in der Stube und stellte fest, daß die Auswahl an geeigneten Verstecken keineswegs groß sei. Hinter die Sofakissen würde jedes der drei Kinder beim ersten Ansturm greifen, und unter den Klavierdeckel durfte man nichts legen, weil die Eier dann Gefahr liefen, zu Mus gedrückt und somit wenig österlich zu werden.

Gleichviel, während vor den Fenstern jetzt ein Schneegestöber niederfuhr, hörte man im Nebenzimmer bereits die Kinder rumoren, die Zeit wurde ihnen zu lang. Eile tat not. Einundzwanzig Verstecke mußten binnen spätestens zehn Minuten gewählt werden. So stand Papa Gottfried bald auf dem Stuhl, bald lag er auf dem Boden, und seine schalkhafte Seele fragte sich bereits mit Recht, wer wohl schlau genug sein könnte, die beiden im Kronleuchter untergebrachten Hühnerprodukte zu entdecken.



Endlich war es soweit. Mutter öffnete die Tür, als wäre zur Bescherung geklingelt worden. Und schon hub mit viel Neugier und Geschrei das Suchen, Fahnden, Wühlen an. Auch Tante Berta beteiligte sich an dem Spuk, wenn auch mit jener bedächtigen Würde, deren sich ältere Damen, zumal solche mit Magenleiden, zu befleißigen pflegen. Die Eier auf dem Sofa wurden zuerst gefischt. Dann kamen die Verstecke in den Schubladen an die Reihe. Ferner die auf dem Paneel. Und endlich, o Triumph, die in den Glasschalen des schwankenden Kronleuchters. Zwanzig Stück zählte man, das letzte fehlte noch, wo konnte es geblieben sein? Wie peinlich, daß dieses letzte ausgerechnet ein rohes und ungefärbtes war, eins von denen, die man zu Rührei brutzeln wollte. Der Vater zog ein unglückliches Gesicht, weil er nun selber nicht mehr wußte, wo er in der blinden Eile alle ihm anvertrauten Eier untergebracht hatte. Man stülpte sämtliche Schubladen um. Man bog das Sofa auseinander wie eine Brieftasche. Man zerrte fast den Lüster aus der Zimmerdecke. Man rückte das Vertiko von der Wand und rollte den Teppich zusammen. Nichts. Schade. Tante Berta mußte mit zwei Eiern vorliebnehmen, das dritte wollte man ihr später nachliefern. Aber das Rätsel, wo denn das letzte Ei geblieben sein könnte, das bewegte die Gemüter noch lange. Denn auch in Vaters Rocktaschen ließ sich das 21. Ding nicht auftreiben. Offenbar gingen Gespenster um. Das Haus war verhext. Auf der guten Stube lastete so etwas wie ein böser Zauber.

Und doch sorgte die liebe, die gütige Zeit dafür, daß alles übernatürliche Verschwinden eine natürliche Lösung fand: Genau am einundzwanzigsten Tage nach Ostern ließ sich in dem unter den Heizungsrippen aufgestellten und seitdem nicht mehr angerührten Flickkorb ein klägliches Piepen vernehmen. Dann spazierte Tante Bertas verschollenes Osterei in Gestalt eines molligen Kükens hervor. Das Tierchen sperrte den Schnabel auf, es plusterte sich in seiner ganzen gelben Unschuld auf dem

Teppich und sagte den Herrschaften einen gesegneten Frühling an, denn der gleichmäßigen Wärme des Flickkorbs verdankte es sein zufälliges Leben.

Tante Berta nahm sich des Lebewesens an, damit es nicht verdarb. Ja, man zog es mit allen nur denkbaren Kniffen groß. Und als es zu Pfingsten durchaus selbständig im Garten nach Würmern scharrte, war das Entzücken allerwärts vollkommen. So sehr, daß niemand widersprach, als Vater Gottfried erklärte: „Ein Jammer wär's gewesen, hätten wir dich in die Pfanne geschlagen.“

Heinz Steguweit

Die Kurzweil

Was langweilig ist, reizt zum Gähnen. Was kurzweilig ist, ermuntert uns. Die Kurzweil kam im 17. Jahrhundert ein wenig aus der Mode und wurde zum Divertissement. Serenaden für Blasinstrumente wurden in Mozarts Zeit zum Divertimento, zum Vergnügen. Der Zeltvertreib, das Amusement, die Zerstreuung traten an die Stelle der alten Kurzweil. Fechten und Stechen, Mummereien und Turniere, Würfeln und Kartenspielen, Tanz und Possen ergötzten die Festgesellschaften. Die scherzenden Kurzweiler vertrieben die Melancholie und sorgten für Unterhaltung. Das Kurzweilen wurde den Hofnarren zum Beruf, und nicht alle hatten den besten Geschmack. Zuweilen fanden die groben Witzehascher und Schabernack-Anstifter den rauschendsten Beifall. Nicht jeder Purzelbaumschläger hatte eigene Einfälle, und ihre Späße wurden durch häufige Wiederholungen leicht fade.

Wenn ein Mensch mit seiner Zeit nichts Rechtes anzufangen weiß, sucht er nach Gelegenheiten, sie totzuschlagen und abzukürzen. Das ist schade für die Zeit; denn keine vertane Stunde kehrt zurück, und was hätte sich aus ihr gewinnen lassen: ein Spaziergang, ein Gespräch, eine behagliche Faulenzerei, eine Melodie und ein Blick auf ein Geschöpf, das uns durch Schönheit und Grazie entzückt. Der Langweiler nimmt einen Schluck aus der Flasche und sagt: „Laßt uns vergessen!“ Seine eigene Gesellschaft ist ihm zuwider. Die Kurzweil, die er sucht, braucht keinen bestimmten Inhalt zu haben; wenn sie nur das Denken verhindert, ist sie Medizin für die Nerven.

Der Übermüdete will angeregt und von sich abgelenkt werden. Viele setzen auch in ihrem Hobby die Alltagshetzerei noch fort. Aber es gibt auch berühmte Pianisten und Schauspieler, die in ihrer freien Zeit Schmetterlinge beobachten, Theologie-Professoren, die nebenbei Ornithologie betreiben, Staatsminister, die Bergsteiger sind, Philosophen, die angeln, Zoologen, die malen, Kaufleute, die Bücher sammeln, Ärzte, die Rosen züchten, und Archäologen, die unter Wasser fischen. Hier wird die Kurzweil zum Ausgleich und zur Ergänzung der eigentlichen Berufstätigkeit, und die Beschäftigung in den Mußestunden bereichert das Leben.

Wer einer Liebhaberei, und sei sie noch so ausgefallen und absonderlich, nachgeht, hat leider meist nicht zuviel, sondern zuwenig Zeit dafür; aber die Stunde, die er sich ablistet, ist doppelt ersprießlich. Sie wird ihm licht und sinnvoll. Dr. Richard Gerlach

WERK und WIR

Eine Zeitschrift für die Mitarbeiter der Hoesch Aktiengesellschaft. Herausgeber: Hoesch Aktiengesellschaft, Dortmund.

Verantwortlich für WERK UND WIR Hoesch Aktiengesellschaft: Dr. jur. Harald Koch. Redaktionsleitung: Hanns Meseke. Redaktion: Erhard Jahn und Rolf Grötling. Graphische Gestaltung: Harry Esser, Dortmund. Anschrift der Redaktion: Dortmund, Eberhardstraße 12. Telefon 8041. Fernschreiber 0822 294/0822 123. Druck: DuMont Presse, Köln.

Verantwortlich für WERK UND WIR Hoesch Aktiengesellschaft Ausgabe BERGBAU, Seiten 37 bis 48 Willi Laser. Redaktionsleitung: Hanns Meseke. Redaktion: Erhard Jahn und Rolf Grötling. Graphische Gestaltung: Harry Esser, Dortmund. Anschrift der Redaktion: Dortmund, Eberhardstraße 12. Telefon 8041. Fernschreiber 0822 294/0822 123. Druck: DuMont Presse, Köln.

Verantwortlich für WERK UND WIR Hoesch Aktiengesellschaft Ausgabe WESTFALENHÜTTE, Seiten 109 bis 140: Walter Hölkesskamp. Redaktionsleitung: Johannes Hoischen. Anschrift der Redaktion: Dortmund, Eberhardstraße 12. Telefon 8041. Fernschreiber 0822 123/0822 294. Druck: Westfalendruck, Dortmund. Nachdruck von Beiträgen dieses Heftes honorarfrei gegen Quellenangabe und zwei Belegexemplare gestattet, ausgenommen die im Inhaltsverzeichnis mit □ gezeichneten Berichte und die Beiträge auf dem Werkdruckblatt. WERK UND WIR erscheint monatlich und wird kostenlos an alle Belegschaftsmitglieder abgegeben.

Bildnachweis: Titelseite: Brigitte Korte, Dortmund; Rückseite: Fritz Römer, Hannover; Farblinnenseiten: Kampmann, Dortmund. Schwarz-Weiß-Aufnahmen: Fotoabteilung Hoesch AG, Fotostelle der Westfalenhütte; Hannes Fehn, Hans Jürgen Frätzer, Kurt Julius, alle Hannover; Manfred Tischer, Düsseldorf; Chemische Werke Hülse; Industrie- und Handelskammer zu Dortmund; Ruhrfestspiele; Südd. Verlag und Werk- und Privataufnahmen. Zeichnungen: Hans Geisen, Heinz Kalisch, beide Dortmund; Ursula Mörtzsch, Hannover; Ulrik Schramm, Feldafing.



Foto-Wettbewerb

- ① Heinz-Friedrich Kolsmann
Hoesch AG Westfalenhütte
- ② Klemens Elsner
Hoesch Eisenhandel mbH
- ③ Irene Tisch
Hoesch Eisenhandel mbH
- ④ Werner Ammon
Hoesch AG Bergbau
- ⑤ Lothar Bedorf
Hoesch AG Westfalenhütte



①



④



②



③



⑤

